

SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**APRIL-JUNI 1976
HEFT 2**

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von
Landschaft, Volkstum, Kultur
27. Jahrgang Heft 2
April–Juni 1976

Herausgegeben
vom Schwäbischen Heimatbund

Redaktion: Wolfgang Irtenkauf

Redaktionsausschuß:

Wolfgang Irtenkauf, Helmut Dölker, Willy Leygraf,
Hans-Martin Maurer, Helmut Schönnamsgruber.
Die Zeitschrift «Schwäbische Heimat» erscheint alle
drei Monate. Sie wird an die Mitglieder des Schwä-
bischen Heimatbundes gegen den jährlichen Min-
dest-Mitgliedsbeitrag von DM 22,- geliefert. Beim
Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Ver-
lag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM
25,- zuzüglich Versandkosten – Einzelheft DM 6,50.
Diese Preise enthalten 5,5% MwSt.

Alle Zuschriften über den Versand der Hefte sind
von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes
an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlotten-
platz 17/II, Telefon (07 11) 22 32 43, von sonstigen
Beziehern an den Konrad Theiss Verlag, 7000 Stutt-
gart 1, Villastraße 11, Telefon (07 11) 43 29 81, zu
richten; alle für die Redaktion bestimmten Schrei-
ben, Manuskripte und Besprechungsstücke an
Dr. Wolfgang Irtenkauf, 7000 Stuttgart, Charlotten-
platz 17/II (Schwäbischer Heimatbund). Für unver-
langt eingesandte Manuskripte, Fotos usw. ohne
Beifügung von Rückporto wird keine Garantie
übernommen. Der Nachdruck von Aufsätzen und
Buchbesprechungen der «Schwäbischen Heimat»
kann nicht ohne schriftliche Einwilligung der Re-
daktion erfolgen.

Anzeigenverwaltung Hans Jürgen v. Elterlein, 7000
Stuttgart 80, Joringelweg 5, Telefon (07 11) 71 19 20.
Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs-
dienst Aalen.

*Titelfoto: Denkendorf vor den Toren Esslingens und auch
Stuttgarts: Kurz vor 1130 gegründet, standen die Ritter
zum Heiligen Grab in engem Zusammenhang mit
Jerusalem. Nicht minder interessant ist die Zeit nach der
Reformation, von der ein Symposium-Aufsatz dieses
Heftes handelt (Luftbild: Brugger).*

Inhalt

Gegen den Strom der Flüsse	89
Von MARGARETE HANNSMANN	
Der Ausbau des Neckars und die Flußlandschaft	91
Von HELMUT HAMPEL	
Ein Naturdenkmal im Kochertal	95
Von EUGEN EISENHUT	
Zu den Hirsauer Kloster- und Kirchenbauten	98
Von EBERHARD HAUSE	
Die Stuttgarter Stadttore	108
Von WERNER FLEISCHHAUER	
Betr.: Freilichtmuseum – Schlußlicht Baden-Württemberg	113
Interview mit ADELHART ZIPPELIUS	
Die Klosterschule im 18. Jahrhundert – BENGELS Zeit in Denkendorf	114
Von DORIS METZGER und GERHARD SCHÄFER	
Der historische Ort JOHANN ALBRECHT BENGELS	126
Von HEINZ OTTO BURGER	
Herzog KARL EUGEN von WÜRTTEMBERG als Freund und Förderer der Pferdezucht	133
Von PAULUS WEISSENBERGER	
EDUARD MÖRIKE und der Waiblinger Oberamtsrichter KARL MAYER	138
Von WILHELM GLÄSSNER	
1945 in Schwäbisch Hall	148
Von GERHARD STORZ	
FELIX SCHUSTER	152
Von ADOLF SCHAHL	
Anschriften der Verfasser	153
Buchbesprechungen und -hinweise	154
Leser-Forum	158
Mitteilungen des Schwäbischen Heimatbundes	160
Was schreiben die anderen	164

Gegen den Strom der Flüsse

Margarete Hannsmann

Vorbemerkung der Redaktion: In einer Veranstaltung des Schwäbischen Heimatbundes las unlängst MARGARETE HANNSMANN eine Auswahl ihrer Gedichte, die sich in den letzten Jahren zunehmend auch mit dem auseinander-setzten, was die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes beschäftigt: Ausverkauf der Landschaft, Zerstörung der Städte, Aufgabe der geschichtlichen Bindungen. Davon zeugen u. a. ihre Gedichtbände «Das andere Ufer vor Augen» und «Fernsehabsage», die im Verlag Claassen (Hamburg und Düsseldorf) erschienen sind. MARGARETE HANNSMANN begleitete und kommentierte ihre Gedichte mit Ausführungen, die über das Nur-Literarische hinausweisen. Deshalb sollen sie hier den Lesern unserer Zeitschrift zugänglich gemacht werden.

«Gegen den Strom der Flüsse» – diese Gedichtzeile hatte ich fast schon vergessen, da stellte der Schwäbische Heimatbund sie als Motto über diesen Abend. Als ich sie schrieb, vor acht Jahren, dachte ich zunächst an wirkliche Flüsse, in denen ich noch geschwommen bin, als ich jung war: im Neckar, in der Donau, im Rhein und in ihren hundert Nebenflüssen. *Gegen den Strom schwimmen* war meine früheste stärkste Erfahrung mit sechs Jahren, als ich im Wasser der Brenz wie zu Hause war. Jahrzehnte später ging jene Erfahrung, ohne daß ich es merkte, in mein erstes Heimatgedicht ein. Ich setzte noch das Adjektiv «verseucht» vor die Flüsse und glaubte daran, daß man dem abhelfen würde, damit unsere Enkel, genau wie wir, erleben können, was das heißt: mit dem Strom und gegen den Strom schwimmen. Sich am Widerstand stärken, erproben.

Inzwischen ist das alles zur Metapher geworden; was Flüsse verseuchte, hat längst die Meere befallen, die Erde, die Luft, selbst das Feuer. Immer schneller verbrauchen wir immer mehr Energie, um Rohstoffe in Waren zu verwandeln, die unser Glück steigern sollen. Je rascher wir das Glück auf den Müll werfen, um nach dem nächsten Glück zu greifen, desto früher machen wir unsere Erde unbewohnbar. Es geht nicht mehr um den Fluß der Kindheit, innerhalb eines einzigen Menschenalters kam unser ganzer Planet in Gefahr, verseucht zu werden.

Zu allen Zeiten war es schwierig, gegen den Strom zu schwimmen. Man konnte sogar mit dem Leben bezahlen müssen. Zu allen Zeiten war es aber auch ein Recht der Dichter. Ich lade Sie ein, mit mir gegen den Strom aus Beton zu schwimmen, gegen den reißenden Strom der Kommerzialisierung sämtlicher Lebensbereiche. Das kommt nicht aus irgendeinem Augenblick des Erschreckens oder der Trauer. Jahrzehnte habe ich gebraucht, bis ich heute hier stehen und das Wort Heimat aussprechen kann. Wieder aussprechen. Das hat etliche Ursachen. LUDWIG FINCKH, HANS REYHING, KARL GÜTZ standen um meine Wiege und schmückten mein Elternhaus. Ich wurde mit Heimat gemästet, wie man Gänse mästet. Was das Zeug hielt, mußte die Heimat erhalten im Zweiten und Dritten Reich. Kein Wunder, daß wir alles von uns warfen, als sie kaputt war, daß wir *Europa, Europa* sagten und uns bald überall in der Welt besser auskannten als in Deutschland. Dann sah ich: da passiert etwas, das ist schlimmer als die Verfälschungen unserer Väter: ein Gefühl kann verkümmern und aussterben. An seine Stelle traten die Zauberworte des Jahrhunderts: Fortschritt. Wirtschaftswachstum. In ihrem Namen haben wir die Heimat ausverkauft. Verplant, zersiedelt, kommerzialisiert. In ihrem Namen verschachtelten wir unsere Geschichte.

Meine zweite Heimat ist Stuttgart. Ich erlebte hier die Jahre des Bombenkriegs und den Morgen, als er zu Ende ging. Er war fürchterlich. Der Frieden war schlimmer. Alle Hoffnungen schlugen um ins Gegenteil. Es begann mit REINHOLD NÄGELE, dem Stuttgarter Maler im Exil, den ich, angesichts des wiederaufgebauten Stuttgarter Marktplatzes, sagen hörte: *Da hätte ich in Amerika bleiben können.* Dann schlugen die Planierdrahten zu; Kranen und Bagger brauchten Futter und fraßen, was die Bomben übrig gelassen hatten. Tagaus tagein sah ich die alten Häuser und Straßen sterben, die invalide Stadt wurde weiter verstümmelt, ausgestochen, abgeschnitten, weggekratzt Augen, Ohren, Nase, Mund; wo Bäume wuchsen, Brunnen standen, Plätze und Straßen sich zwischen Hügeln und Tälern zusammenfanden auf eine Weise, um die uns

so viele zerstörte Städte beneideten, da war bald nichts mehr als Beton, eine starre Maske statt eines Gesichts – und die letzten Atembewegungen stranguliert durch ein Netz von Autoschnellbahnen. Monat um Monat, Jahr um Jahr schrie ich in mich hinein: aufhören! aufhören! zog mich zurück, mied, was ich liebte, diese Stadt, ihre Sprödigkeit, um die einst die Künstler warben. Immer neu unter die Erde verbannt, wenn man sie durchqueren wollte, wußte man längst nicht mehr, warum man hier lebte. Charlottenplatz, Wilhelmsplatz, Rotebühlplatz wurden für mich zur Fremde, zur Wüste, zu den traurigsten Flecken der Welt. Früher hatte ich Freunde durch meine Stadt geführt, jetzt verhöhnten sie mich: *Ihr Schwaben wart ja immer so tüchtig, also habt ihr auch das geschafft; Beispiel ist eure Metropole, wie man es nicht machen soll.* In den Fachzeitschriften Europas nachzulesen.

Wie stand ich nun da mit meiner Liebe – war ich denn Planer, Städtebauer? sie haben auf dem Rathaus doch sicher die Besten auf ihre Zukunft angesetzt; mußten doch wissen, was sie taten? bin ich denn ganz allein mit meinem Gefühl, dem Entsetzen?

Vor Jahresfrist, plötzlich, als wär's ein Schicksalsschlag, über Nacht oder wie ein Erdbeben gekommen, stands in der Zeitung: Die Bürger ziehn weg! Ich war also nicht allein. Menschen gibt es, die noch ein paar Jahre ohne Baugruben leben wollen, bevor sie sterben. Ihr Brot beim Bäcker holen wollen, ohne unter die Erde klettern zu müssen. Es ist schwer, nicht zynisch zu werden, wenn jetzt allenthalben geforscht wird nach dem gestörten Verhältnis zur Urbanität. Als könnten Statistiken, Podiumsdiskussionen zurückbringen, womit man jahrzehntelang Schindluder getrieben hat: die Geduld der Bürger! Doch wer hat schon Mut, die Wahrheit zu sagen? Sie wollen endlich in Ruh' gelassen werden. Einigen Architekten dämmert es; sie sprechen von städteplanerischem Skandal, von Unbewohnbarkeit; doch der Widerruf, das *Peccavi*, so habe man es nicht gewollt, kommt zu spät. Sie versuchen, den Rest zu retten. Den schlechtesten Rest. Der immer noch besser ist als gar kein Rest. Auch so entsteht Geschichte. Mit den Säulentrommeln der schönsten Tempel bauten sie einst, was sie für prächtiger hielten.

Ich wandte mich ab vom Zerstörten, von der Stagnation, verließ den Elfenbeinturm meiner Trauer, um dort, wo noch etwas zu retten war, mitzukämpfen, daß es heil bliebe. Vor der Haustür liegt die Alb, von der ich stamme; der Holzschneider GRIESHABER half mir, Frieden zu machen mit den Wandervogelvätern, mit ihrer Asche, er zeigte mir die Berge, die

HOLDERLIN für Griechenland nahm; und ich schrieb meine ersten Heimatgedichte. Wir machten etliche Bücher zusammen und den «Engel der Geschichte» *Rettet die Wacholderalb.* GRIESHABER schrieb darin: *Unsere Freiheit ist überall bedroht! Selbst in der Heimat, wo man die Gefahr nur zu gerne übersieht. Schauen wir uns in der Nähe um, so gilt es rasch zu handeln, ehe der Blick vollends vergittert wird. Es gibt Gitter, die wir erst bemerken, wenn wir hinter ihnen sind . . . Wenn es diese meine Welt, die Rauhe Alb, nicht mehr gibt. Eine einmalige Landschaft, die hinter dem zur Phrase gewordenen Umweltschutz zu verschwinden droht. Wer einmal erfahren hat, was Wacholderalb ist, was eine offene Landschaft den Millionen in den Industriestädten an ihrem Rande für's Überleben bedeutet, der will, daß sofort gehandelt wird. In 10 Jahren: versteppte Brachflächen, aufgeforstete Äcker, Wiesen und Wacholderheiden. In 10 Jahren gibt es niemand mehr, der eine Wiese mäht. Aber welcher gesellschaftliche Machtapparat kümmert sich nicht lieber um die Steigerung der Wachstumsrate der Industrie als um das, was den Menschen dient.*

Für diesen «Wacholderengel» schrieb ich mein Gedicht *Landschaft*. Kann ein Gedicht die Umwelt verändern?, wurde ich gefragt. Ich mache mir keine Illusionen über die Wirksamkeit von Bildern und Gedichten, doch ich weiß, daß sie seit Jahrtausenden die Begleiter von Männern und Frauen sind, die Bewegung brachten in erstarrte und verkrustete Institutionen durch Handeln. Wir zogen mit dem «Wacholderengel» durchs Land, machten Lesungen, zeigten die Bilder, diskutierten mit den Zuhörern in Sigmaringen, Mergentheim, Ulm, Essen, Waiblingen, es kamen Briefe: *so ist es bei uns in Trier . . . in Marburg . . . Bochum . . . kommen Sie nach Urach, die Stadt ist dabei, ihr Herz zu betonieren!* Es gab Schelte von Architekten, Bauunternehmern, Gemeinderäten, Lob und Tadel aus einem Gefängnis, aus einem Ministerium; Dorfbürgermeister schrieben an den Rundfunk, meine Gedichte wurden auf Bauernzusammenkünften gelesen; und Pro und Contra zeigten mir, daß ich auf dem richtigen Weg war: Aufwecken, anstoßen, damit sie nachdenken und vielleicht eines Tages handeln. Einzelgänger und Gemeinschaften, die *mehr* riskieren können. Vereine, Gruppen, Bürgerinitiativen. Heute weiß ich, was passiert, wenn man das Gefühl für Heimat verkümmern läßt. Wenn unsere Kinder ohne Geschichte aufwachsen, weil Eltern und Großeltern ein gestörtes Verhältnis dazu haben. Wenn sich Geschichte nicht gleichsam freiwillig zwangsläufig aus dem Heimatkundeunterricht der Grundschule entwickelt. Und weil dieses *Gefühl*, das für den sogenannten modernen Menschen bereits ein tabuisierter Begriff ist, den ich deshalb mit *Bedürfnis* aus-

tauschen möchte, weil dieses *Bedürfnis* also nicht eines schönen Tages einfach da ist, weil es nicht von heute auf morgen am Tisch irgendwelcher Umweltstrategen entstehen kann, die den «Erholungswert» einer Landschaft in Prozenten ausdrücken, weil es Wurzeln haben muß, weil es gewachsen sein muß, von weit herauf, von lang her, weil dieses «Etwas», dieses Lebendige, nicht Auszurottende, wohl im Menschen angelegt sein muß, deshalb bin ich froh, daß es den Schwäbischen Heimatbund, dem ich davongelaufen war, noch gibt. Und daß mir ein Volksschullehrer von den Fildern 30 Schulaufsätze brachte über mein Gedicht *Landschaft*, in denen solche Sätze stehen: *Die Natur geht immer mehr zurück. Täler werden mit Müll zugeschüttet. So wie das Sulzbachtal. Sie meinten, an einem Tal fällt es nicht auf, wenn es nachher genauso aussieht wie die Felder. Aber wo bleibt dann das romantische von der Natur gebaute? . . . und wenn dann das Tal voll ist, wird es liegen gelassen und nach 20 Jahren als Bauplatz verkauft. Die Bäume, die vom Fällen verschont bleiben, bringen die Abgase der Fabriken zum Sterben. Alle Flüsse und Bäche werden begradigt, denn das Land kann besser ausgenutzt werden . . .*

Noch immer vergeht kein Tag, an dem nicht ein weiterer Hügel in Angriff genommen, ein weiteres Tal vom überfließenden Häuserbrei erobert wird. Kein Tag, an dem man nicht von verstepten Bra-

chen, von sterbenden, verwahrlosten Landschaften zwischen den großen Städten, aussterbenden Pflanzen, Tieren, Menschenberufen lesen, hören und sehen kann. Kein Tag, an dem man nicht erfährt: Landschaft, Natur sind dazu da, daß der Mensch sie nützt. Eins nach dem anderen ihrer Gesetze bauten wir ab, bis wir, schon fast zu spät, merkten: es gibt sie doch. Die Natur rächt sich. Inmitten unseres Reichtums sind wir nicht nur ärmer geworden, sondern bedrohter als je zuvor. Selbst unser Landesvater sagte kürzlich auf einer Wahlreise, er sei betroffen und betrübt über das, was er im Remstal, scheinbar plötzlich, sah. In Waiblingen geschah's, dort griff man mich, wie nirgendwo sonst, vor Jahren an. Damals war es noch nicht zu spät; die Stadt nicht Fallstudie der Zerstörung. Bevor ich ankomme, wo die Alb beginnt, muß ich die Filderebene überqueren. Was in den letzten Jahren dort passiert ist – man hätte die Folgen voraussehen können, die heute offen daliegen – zubetoniert, Rohbauten ungenutzt, mit leeren Augenhöhlen, und die Kartoffeln, derzeit teurer als Orangen. Volk ohne Raum – damit rief man einst Deutschland zu den Waffen. Das Ergebnis kennen Sie. Der Raum ist seither dezimiert; aber noch immer, immer noch machen wir weiter, bis auch der allerletzte Raum zubetoniert ist.

Der Ausbau des Neckars und die Flußlandschaft

Unter dem Thema «Die in Dienst genommene Landschaft am Beispiel des Moseltales» heißt es in der «Süddeutschen Zeitung» vom 13. 9. 1972, daß der Neckar (und der Main) nunmehr Flüsse sind, die in *Bandwurmglieder zerhackt sind und wo die Technik mit ihren kalten Aggregaten dominiert*. Diese recht drastische Formulierung sollte ein Anlaß sein, in wenigen Zeilen den Neckar und seine Landschaft darauf zu untersuchen, ob bzw. welche Einflüsse als Folge des Ausbaues die Landschaft verändert haben. Es war sicher keine «technische Kraftmeierei», wenn 40 Jahre vor dem Moselausbau andere Wehrverschlüsse für die Neckarstautufen gewählt wurden, als sie später durch eine verbesserte Technik für die Mosel angeboten werden konnten. Die hohen Wehrpfeiler, um deren Gestaltung sich kein Geringerer als Professor PAUL BONATZ gekümmert hat, sind durch die Verwendung der Walzenverschlüsse bedingt. Eine Weiterentwicklung der Be-

triebstechnik und der Betriebssicherheit hat einer späteren Generation von Wasserbauern die Möglichkeit gegeben, Wehre und Kraftwerke in völlig anderer Bauweise zu planen.

Der erwähnte Zeitungsartikel zitiert mehrfach das beispielhafte Wirken von Professor ALWIN SEIFERT, der nicht nur für die Landschaft eintrat, sondern auch für eine Koordinierung von Natur und Technik, in der richtigen Erkenntnis, daß Energiehunger und Wasserbedarf in einem Industriestaat mit einem gewissen Vorrang bewältigt werden müssen. SEIFERT schlug sich meist auf die Seite der Ingenieure, wenn Landschaftsschützer allzu illusionäre und romantische Ansichten vertraten. In diesem Sinne kann festgestellt werden, daß der Ausbau des Neckars die bestehende reizvolle Tallandschaft nicht zerstört hat. Dies ergibt sich auch aus der Tatsache, daß dieser Ausbau Jahrzehnte gedauert hat, also ohne hektische Eile durchgeführt werden konnte. Bis auf

Helmut Hampel

wenige Abschnitte in den großstädtischen Ballungsgebieten ist der Neckar ein reizvoller Fluß geblieben. In dem leider inzwischen vergriffenen Bildband «Das Weinland am Neckar» werden die durch den gestauten Fluß für die Landschaft gesteigerten Werte besonders betont. Und gerade der vielzitierte ALWIN SEIFERT hebt in seinem Aufsatz «Moselfahrt nicht aus Liebeskummer» die heilgebliebene Neckarlandschaft als Beispiel besonders hervor.

Die «In Dienst genommene Landschaft» wurde durch den Flußausbau nur an wenigen Stellen dauerhaft zum Nachteil beeinflusst. Allerdings weniger durch den Flußbau als durch Bauten an seinen Ufern bzw. in der Talaue, die selten eine direkte Folge der Schiffbarmachung waren. An dieser Stelle muß ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß es nicht angängig ist, die durch die allgemeine technische Entwicklung bedingten Änderungen in unserem Lebensraum mit den dramaturgischen Mitteln eines vorgeschichtlichen Mythos kritisieren zu wollen. Der Prozeß des forcierten technischen Wandels, den wir alle in der Industrialisierung erleben, hat seit längerem einen Stand erreicht, der eine Umkehr allein deshalb verbietet, weil sonst Millionen Menschen aufhören müßten, zu existieren (u. a. ULF NIEDERWEMMER, Sozialphilosophie der Technik, UTB-Taschenbuch 289). Ganz unabsehbar ist, was eine «schöne neue Welt» die Allgemeinheit kosten würde.

Es ist klar, daß in der Flußauwe Hafenanlagen gebaut werden müssen, daß einige Umschlagstellen am Flußufer entstehen müssen, vor allem dort, wo ein Umschlag über die Bundesbahn nicht oder nur mit besonderen Erschwernissen möglich ist. Es ist weiter klar, daß die Größe des industriellen Ballungsraumes, der sich seit Kriegsende am mittleren und oberen Neckar entwickelt hat, weder bei der Planung des Flußausbaues erahnt werden konnte, noch in seinen Nebenwirkungen erkennbar war. Solche Nebenwirkungen sollen uns nun im folgenden beschäftigen. Der Neckar ist, wie übrigens auch jede andere Bundeswasserstraße, für viele andere wichtige Aufgaben da, die nicht durch die Schifffahrt bedingt sind. Als erstes soll hier die Vorflut für alle Abwasserproduzenten des Einzugsgebietes erwähnt werden, wobei die größte Abwasserlast dem Neckar aus dem Filstal zugeführt wird, also aus einem Gebiet, das nur durch die Eisenbahn erschlossen wurde. Die außergewöhnliche Transportleistung des Neckars an Abwasser beträgt im Jahr rund 460 000 000 m³ oder rund 14,6 m³/s – ohne daß die Abwasserfracht der Nebenflüsse mit eingerechnet ist. Diese Transportleistung muß er-

bracht werden, ohne daß es möglich wäre, hierfür einen kostendeckenden Tarifsatz bei den Abwasserproduzenten zu kassieren. Ähnlich steht es mit den rund 1 470 000 000 m³ Kühlwasser, die jährlich durch den Betrieb von acht Wärmekraftwerken mit Temperaturen bis zu 35° dem Fluß zugeleitet werden. Es wird sich erst in einiger Zeit zeigen, ob das Veranlassungsprinzip, das die neuen Gesetze postulieren, hier eine Wandlung herbeiführen wird.

Betrachten wir einmal die Auswirkung allein der Abwasserlast auf dem Vorfluter Neckar. Mancher Zeitgenosse wird sich schon einige Male über den Unrat an den Flußufern gewundert haben, manches Mal auch über unangenehme Gerüche. Nun sind das relativ unbedeutende Erscheinungen. Schlimmer steht es mit den rein physikalischen und biologischen Gegebenheiten, die den Abwassertransport in den oberen Stauhaltungen des Neckars beeinflussen. Etwa 30 bis 50% der Schwebstoffe im Fluß sind Abschwemmungen von Äckern und Weinbergen, ein nicht unerheblicher Anteil der Schwebstoffe stammt aus den Kläranlagen, auch wenn diese gut gewartet werden. Den Rest bringen die Nebenflüsse. Diese anorganischen Lößteilchen und die organischen Bestandteile der Kläranlagenabläufe backen nun in den Stauräumen zu größeren Flocken zusammen und sinken auf den Flußboden ab. Sie bilden dort eine dichte Masse, daß sie auch bei Hochwasser nur schwer weiterbewegt werden können. Im Laufe der Jahre haben sich zwischen Plochingen und Lauffen Ablagerungen gebildet, die eine Größenordnung von fast 1 Million Kubikmeter erreicht haben. Die erwähnten großen Kühlwassereinleitungen beschleunigen diesen Vorgang, und dies meist an Stellen, wo ohne zusätzliche Erwärmung kaum Ablagerungen entstehen bzw. nur geringfügige Mengen abgesetzt würden. Wenn der Neckar noch immer ein frei fließender Strom wäre, so würde er bei jedem Hochwasser die Talaue überschwemmen und dort einen Teil solcher Feinststoffe ablagern. Nach der Regulierung und der damit verbundenen teilweisen Hochwasserfreilegung wurde die sonst dem Fluß gehörende Talaue besiedelt, zu Ackerland gemacht wie z. B. oberhalb Lauffen, oder zur Ansiedlung von Industrie freigegeben. Immerhin blieben erfreulicherweise noch einige Auewiesen, Kiesgruben usw. erhalten. Der Fluß braucht solche Flächen, vor allem solange sie tiefer als das übrige Ufergelände liegen, was bei alten, verlandeten Flußarmen meist der Fall ist. Denn irgendwo muß nun das Baggergut abgelagert werden, welches der Fluß wegen seiner vielfältigen Nutzung allein nicht mehr bewältigen kann. Das

Baggergut soll abtrocknen und dann einer landwirtschaftlichen Wiederverwertung zugeführt werden. Wird nicht gebaggert, so muß der Neckar bei Hochwasser – wie z. B. Chinas «Gelber Fluß» – von Jahr zu Jahr mehr aus der Talaue herauswachsen, weil die natürliche und die durch den Ballungsraum bedingte Sohlenaufhöhung bzw. Einengung des Flußbettes eben zwingend eine ungünstige Beeinflussung des Hochwasserbettes bedingt.

Wie steht es nun in der heute endlich so umweltbewußten Zeit mit der «Wiederverwertung» des Baggergutes? Am unteren Neckar, d. h. zwischen Heidelberg und Gundelsheim ist das zur Zeit kein besonders großes Problem. Dort baggern Kiesfirmen recht gern das anfallende Gut und verwerten es, wobei sie den Abtransport eines unverwertbaren Anteils in Kauf nehmen. Wo die Massen zu groß werden, arbeitet die Verwaltung mit besonders modernen Geräten und schafft das meist grobkörnige Material zum Rhein, wo es wieder für Flußbauzwecke verwendet wird.

Anders muß mit dem feineren Material umgegangen werden. Seit Jahren wird das Baggergut – wie auch an anderen Flüssen – an Land gespült, d. h. im Baggerprahm werden die Massen etwa mit der sechsfachen Menge Neckarwasser verdünnt, abgesaugt und durch eine Rohrleitung in ein Spülfeld gedrückt. Bei diesen Spülfeldern handelt es sich entweder um Gelände, das von Landwirten zur Verfügung gestellt wird, oder auch um ausgebeutete Kiesgruben, die auf diese Weise rekultiviert werden. Es hat sich herausgestellt, daß der Ertrag auf solchen Spülfeldern nach dem Abtrocknen und nach entsprechender Bearbeitung bis zu 10% höher sein kann als auf dem üblichen Ackerboden.

Um die landwirtschaftliche Nutzung zu erleichtern, laufen Versuche, das Baggergut schnell zu trocknen und dann auf Äcker zu bringen, bzw. dieses Gut direkt vom Bagger auf den Acker zu pumpen. Die Ergebnisse dieser Versuche, die unter der Aufsicht von landwirtschaftlichen Sachverständigen durchgeführt werden, bleiben abzuwarten.

Es darf hier betont werden, daß die «Vereinigung Deutscher Gewässerschutz e. V.» gerade diesem Problem besonders Beachtung schenkt und in einer Schriftenreihe häufig über solche Probleme berichtet. So weist die VDG in Nr. 30/1973 auf das Problem hin, das durch Stickstoffeinleitung in den Gewässern entsteht und besonders in Seen zur Eutrophierung beiträgt. Von den 1 000 000 Tonnen Stickstoff in Form mineralischer Düngung, die in der Bundesrepublik Deutschland jährlich angewendet werden, werden 550 000 Tonnen überschüssig verwendet

und auf jeden Fall letztlich den Gewässern überantwortet. Was liegt daher näher, als in der nächsten Umgebung des Flußlaufes das landwirtschaftliche Gelände mit dem Baggergut aus dem Neckar zu verbessern und dabei sogar einen nicht unerheblichen Teil an Stickstoffdünger (und Kosten) einzusparen und außerdem die Bodenstruktur nach der günstigen Seite hin zu verändern.

Sicher sind in dem Baggergut auch unerwünschte Bestandteile enthalten. Soweit es sich um einzelne Kieskörner, Holz- oder Kunststoffstücke handelt, sind diese für die meist schweren Lößböden durchaus von Vorteil, weil das Oberflächenwasser längs solcher Einlagerungen leicht in tiefere Zonen abgeleitet wird und damit besser genutzt wird, weil dadurch die Verdunstung vermindert wird. Aber es sind natürlich auch Industrierückstände enthalten. VDG weist in Nr. 19/1969 darauf hin, daß eine bestimmte Mikroflora im Boden sogar Phenol abbaut, was in großem Umfang Frau Dr. K. SEIDEL übrigens für die Flechtbinse ebenfalls nachgewiesen hat. Ähnliches gilt für Rückstände aus Metallbeizen. Das ganz gewöhnliche Schilf (*Phragmites communis*) hilft der Gesellschaft für Kernforschung in Karlsruhe, kontaminierte Schlämme zu entwässern und ein völlig vererdetes Material zu schaffen. Die Natur hat sicher noch manche Pflanze bereit, die bestimmte chemische Stoffe verarbeitet bzw. überhaupt nicht aufnimmt. In einer Bestandsaufnahme der UNO-Umweltkommission von 1972 wird darauf hingewiesen, daß eine Rückführung natürlichen Stickstoffs in den Boden, aus dem er durch die Ernte entführt wurde, notwendig ist. Man befürchtet sogar eine unwiderrufliche Zerstörung des Humus, falls die bisherigen Methoden noch Jahrzehnte beibehalten werden. Es wird außerdem darauf hingewiesen – und das deckt sich mit der Meinung des Verfassers –, daß die bisherigen Methoden auf einer unvollständigen Landwirtschaftspolitik und einem schlecht organisierten Städtebau beruhen.

Auf einer Studientagung des Deutschen Bauernverbandes (6./7. 11. 1972) wies Prof. Dr. SIEGEL (Darmstadt) auf die oben bereits erwähnten Stickstoffauswaschungen hin, die im übrigen abhängig von der Boden- und Pflanzenart seien und hebt hervor, daß Wiesen und Weiden die geringsten Verluste aufweisen. Dies bedeutet, daß gerade in unseren Flußtälern nur Wiesen und Weiden richtig und notwendig sind, d. h. insgesamt mehr als bisher Dauergrünland.

Mit Auswaschungen in steilen Hanglagen hat sich auch die Wasserwirtschaft beschäftigt, s. «Oberflächenabtrag, Bodenabtrag und Nährstoffauswaschung in steilen Hanglagen» von W. BECHTL

(Stuttgart) in «Wasser- und Boden», Heft 1, 1974. Hier werden insbesondere die Versuchsergebnisse einer Bodenverbesserung mit Müllkompost und die damit gemachten guten Erfahrungen beschrieben. Auf die Bedeutung der Landwirtschaft für die Beseitigung von Siedlungsabfällen hat auch Prof. KICKUTH (Universität Bonn) hingewiesen. Und auf der gleichen Veranstaltung des Bauernverbandes betont SICCO MANSCHOLT, daß die Landwirtschaft nicht nur zu den marktwirtschaftlich niedrigsten Kosten produziert, sondern auch auf eine Weise, die langfristig ein Gleichgewicht in der Natur bewahrt.

Das hier erwähnte Problem der Unterbringung eines Teiles des im Neckar anfallenden Baggergutes wird zur Zeit weltweit behandelt, in USA, Kanada, Japan, Europa, ja sogar in Rußland. Insofern ist der Neckar gar keine Ausnahme, wenn man von dem hier besonders engen und leider streckenweise besonders dicht bebauten Flußtal absieht. Es wird notwendig werden, die Normen für die Einleitung von Schwermetallen und anderen unerwünschten Stoffen präziser als bisher festzulegen bzw. Gebühren für die Einleitung in den Vorfluter so hoch anzusetzen, daß ein «Recycling» – um dieses beliebte Wort einmal anzuwenden – kostenmäßig interessant wird. Dabei muß von allen Partnern das Nebeneinanderbestehen vieler Faktoren akzeptiert werden, als da sind:

1. Der Fluß Neckar, geographisch etwa seit 8000 Jahren in der heutigen Flußlandschaft mit seinen Uferterrassen vorgegeben,
2. Wassergewinnungsanlagen,
3. Kläranlagen mit großem Abwasserausstoß,
4. Müllkompostanlagen und Müllkippen,
5. wachsende Ortschaften,
6. wachsende Verkehrsanlagen,
7. Erholungslandschaften.

D. h. also, daß die bereits von Professor ALWIN SEIFERT geforderte Koordinierung von Natur und Technik von allen Beteiligten anerkannt werden sollte. Dabei muß aber der «Heilige Florian» im Abseits bleiben!

Betrachten wir noch die Erholungslandschaft «Neckar».

Unzweifelhaft hat Heidelberg durch die breite Wasserfläche sehr gewonnen, die geradezu idyllische Lage von Eberbach ist ein weiteres Beispiel eines gekonnten Ausbaues. Es sei ferner an die Ersheimer Kapelle am Flußufer bei Hirschhorn erinnert, an die Kaiserpfalz von Wimpfen am Berg oder an die im Bereich eines ehemaligen Römerkastells mit einer schönen, alten Mauer umfriedete Stiftskirche von Wimpfen im Tal, die heute von der Benediktinerab-

tei Grüssau betreut wird. Der Ausbau des Neckars, d. h. die Kette gleichmäßig breiter Stauseen hat nicht nur den Reiz dieser Orte mit Sicherheit erhöht, auch die zahlreichen Weindörfer nutzen gern die positiven Wirkungen des gleichbleibenden Wasserspiegels und die dadurch bedingte längere und gleichmäßigere Wärme.

Ebenso interessant wie früher blieben die weitausholenden Flußschlingen bei Lauffen und der gegen Ende der letzten Eiszeit erfolgte Neckardurchbruch an der Regiswindiskirche. Es blieben die Muschelkalkhänge des Hessigheimer Felsengartens ebenso, wie das gegenüberliegende bewaldete Ufer, es blieb die große Flußschleife zwischen Hessigheim und Mundelsheim erhalten. Konnte man vor zehn Jahren noch vom Schillermuseum in Marbach aus die dortige Staustufe betrachten, so ist heute der neu angelegte Auenwald wieder so hoch, daß selbst jemand, der an der Technik Anstoß nehmen wollte, die Schleusen-Bauwerke nicht mehr erkennen kann.

Es muß als ein besonderer Vorzug des Neckartales angesehen werden, daß es sich auf weite Strecken mit einer einzigen Uferstraße begnügt; es gibt also auch eine ruhige, vom Verkehrstrubel abgewandte Seite, die dem Wanderer vorbehalten bleibt, oder die den einen oder anderen Sportbootfahrer zum geruhigen Verweilen einlädt. Wie wenig die Natur durch den Wasserbau verändert wurde, beweisen die verschiedenen Reiherkolonien und die zahlreichen Horste von Gabelweihen. Wenn auch die Sportangler diese fliegende Konkurrenz nicht gern sehen, so mag die bloße Existenz dieser Vögel darauf hinweisen, daß der Fluß trotz der aus dem mittleren Neckarraum stammenden großen Abwasserbelastung noch einige Fische ernährt.

Eine Warnung gehört an diese Stelle. Die heute üblichen und notwendigen breiten Straßenbauten dürfen den Fluß nicht einengen, ja sie sind im Flußtal kaum notwendig. Für den Menschen der Eiszeit und für seine Nachkommen der Postkutschenzeit war das Flußufer der einzig mögliche Weg, ebenso für die Gespanne, die in den früheren Jahrhunderten das Treideln der Lastkähne besorgten. Für den modernen Autonomaden tut es eine Straße irgendwo im Gelände auch, zumal er ja die Schönheiten des Flußtales bei der heute üblichen schnellen Fahrweise weder aufnehmen kann noch will. Im anstehenden Flußkies der Talaue wurden vielfach Baggergruben angelegt. Nach Ausbeutung des Kieselstein bieten diese recht tiefen Gruben eine gute Gelegenheit, dort Baggergut aus dem Fluß, das jährlich in recht großen Mengen anfällt, unterzubringen. Auf diese Weise trägt der Neckar dazu bei,

diese in der Talaue unschönen Wunden wieder zudecken und eine Regenerierung der Wiesen in der Tallandschaft zu bewirken.

In einem Fall, im Kirchheimer Wasen, bleibt ein See erhalten, dessen schmale Uferzone zum Neckar hin als Naturschutzgebiet erklärt wurde. Dieser See, dessen Verbindung zum Neckar offen bleibt, um einen gleichmäßigen Wasserstand zu gewährleisten, ist vor allem im Herbst und Winter ein Refugium für zahlreiche Arten von Wasservögeln, wie man sie an einem so stark befahrenen Schiffahrtsweg selten finden wird.

Freilich ist der Neckar nicht mehr das, was im vergangenen Jahrhundert sich mancher Dichter von ihm erträumte. Bei einem Aufenthalt in Heidelberg nannte VICTOR HUGO im Jahre 1838 den Neckar ein *bezaubernd Mittelding zwischen Fluß und Wildbach, worin sicherlich niemals Dampfschiffe herumplantschen werden*. Außerdem bezeichnete er den Fluß *durchsichtig, legenden- und forellenreich*.

Ähnlich empfand JOSEF FRHR. VON EICHENDORFF als Heidelberger Jurastudent: *Ich seh' von des Schiffes Rande tief in die Fluten hinein . . .* Heute darf man höchstens THEODOR STORM bemühen mit seinem

Vers: *Ich höre des gärenden Schlammes geheimnisvollen Ton . . .*

Die Nutznießer des Ausbaues, die industriellen Ballungsräume, haben diesen Wechsel herbeigeführt. Die Planer neuzeitlicher Industriewerke haben leider sehr wenig Verständnis für die bislang erhalten gebliebene schöne Landschaft gezeigt. Eine besonders eindrucksvolle Fehlplanung ist die neue Zuckerfabrik Offenau, in der «offenen Au» am Fuße der schon erwähnten Kaiserpfalz Wimpfen.

Trotz der vielen Industrie außerhalb der Ballungsräume, trotz der Kernkraftwerke und Zuckerfabriken gelten auf weiten Strecken noch FRIEDRICH HÖLDERLINS – des Dichters aus Lauffen am Neckar – Worte: . . . *doch weicht mir aus treuem Sinn auch da mein Neckar nicht mit seinen lieblichen Wiesen und Uferweiden*, und so sollte es eigentlich bleiben.

Dem Vernehmen nach ist im gleichen Raum, am mit Müll zugekippten «Jägstle» eine Großkläranlage geplant. Da diese Anlage kaum eine Zierde des letzten noch verbliebenen Restes der Neckaraue wäre, kann der Zeitgenosse nur auf ein *videant consules* hoffen und sich mit GOETHE trösten: *Seele des Menschen, wie gleichst Du dem Wasser (des Neckars)!*

Ein Naturdenkmal im Kochertal

Eugen Eisenhut

Nordöstlich von Gaildorf-Unterrot (Rems-Murr-Kreis) entspringt an der Hangseite der Bundesstraße 19 eine auffallend starke Quelle. Es ist der unlängst zum Naturdenkmal erklärte Kreßbrunnen auf Blatt 7024 Gschwend 1:25 000, in 337 m über NN und den Lagewerten R 35 57 470, H 54 27 970. Ursprünglich (1962) war dies eine natürliche Quelle, die am Hangfuß des Gutenbergs aus einer 10 bis 40 cm hohen und etwa 80 cm breiten Höhle 8 bis 10 l/s Wasser spendete (Abb. 1). Vor 1962 bildete weißer, massiger Gipsfels an der Bergseite eine fast senkrechte Wand, an deren Fuß die Quelle zutage trat. Durch früheren Straßenbau hatte sich das Gefälle des Höhlenbachs unmittelbar nach dem Quellaustritt stark erhöht. Dadurch ist hier eine kurze Erosionsschlucht entstanden, deren Hänge mit zahlreichen Pflanzen wie Sumpfschachtelhalm, Blaubrombeeren und Sauergräsern bewachsen waren. Am höheren Hang und über der Quelle wuchs dichtes Gebüsch aus Schlehen, Heckenrosen und Faulbaum.

Die Quelle wurde 1966 bei Bauarbeiten für eine Verbreiterung der Bundesstraße 19 abgeleitet und so stark überdeckt, daß von der bisherigen Austrittsstelle und Form der Quelle zunächst nichts

mehr übrig blieb. Erst 1974 legten weitere Bauarbeiten im Zusammenhang mit einer Kanalverlegung die Quelle aufs neue frei (Abb. 2). Das Mundloch der Quelhöhle hat zwar jetzt größeren Umfang als vor 1962; auch wurde seine frühere Form beträchtlich verändert. Folgende Schichten waren 1974 angeschnitten:

- 1,00 m Wiesenboden und Lehm, tonig, graubraun, mit Gebüsch
- 2,50 m Lehm, rotbraun und graubraun, mit plattig aufgewittertem, z. T. feingeschichtetem, hellgrauem Gips
- 2,90 m Gipsstein, hellgrau, weich, geschichtet
- 3,20 m Anhydrit, dunkelgrau, hart
- 4,50 m Gips hellgrauweiß, hart, geschichtet, mit einzelnen dunklen Anhydritbändern
- 4,80 m Mergelstein, mittelgrau, mit Gipsbändern
- 6,00 m Gips wie vorletzte Schicht, reicht noch tiefer

Die jetzt ca. 1,00 m hohe und 1,25 m breite Quellschlucht liegt in der untersten Gipsschicht. Etwa 1,00 m links (= nördlich) und 1,50 m rechts der Quelle verlaufen weitere 0,30 m und 0,15 m breite Klüfte. Links bis zur Tiefe des Wasserspiegels sah man

lose, abgerutschte und bis 0,80 m dicke Gipsblöcke. Es handelt sich beim Kreßbrunnen um die weitaus stärkste Quelle des Gipskeupers auf Blatt Gschwend (EISENHUT 1971, S. 72). Durch seine Wasserhärte von über 100° DH ist das Wasser zwar für eine Trinkwasserversorgung ungeeignet, doch wird gegenwärtig seine Fassung zur Speisung eines Mineralfreibads vorbereitet. Eine Analyse des Wassers (Geologisches Landesamt Stuttgart, CONZELMANN) ergab bei einer Gesamthärte von 104° DH einen Lösungsinhalt von 2490 mg/l. Dabei betrug u. a. der Anteil von Calcium 589 mg, Magnesium 73 mg, Hydrogenkarbonat 403 mg und Sulfat 1354 mg/l. Es liegt also ein ausgesprochenes Mineralwasser vor.

Der Kreßbrunnen erhält sein Wasser z. T. aus der unmittelbaren Umgebung und zwar aus Schichten des tieferen Gipskeupers, welche den Untergrund nördlich und östlich der Quelle bilden. Dabei handelt es sich im wesentlichen um Schichten zwischen Bleiglanzbank und Lettenkeuper. Diese sind 30–35 m mächtig und werden in Dunkelrote Mergel (ca. 17m), Bochinger Horizont (ca. 5 m) und Grundgips-schichten (ca. 8 m) untergegliedert. Die einzelnen Partien bestehen aus grauem und buntem Tonstein, Mergelstein und einzelnen Steinmergeln, wobei in nach unten zunehmender Mächtigkeit Gips und Anhydrit eingelagert sind. Die stärksten Gipsflöze mit 2 bis 8 m Dicke liegen im untersten Teil, den genannten Grundgipsschichten. In der Nachbargemeinde Fichtenberg hat eine Bohrung diese Schichten im einzelnen gut erschlossen (EISENHUT 1971, S. 14). Das Schichtenverzeichnis dieser Bohrung zeigt den künftigen Besuchern der Höhle, mit welchen Gesteinsarten sie im Innern bei Grabungen zu rechnen haben. Beim Bau des Schulhauses in Fichtenberg wurde 1958 eine Höhlenquelle mit 2,5 l/s Schüttung ebenfalls in Grundgipsschichten des Gipskeupers wie beim Kreßbrunnen angeschnitten.

Die Schichten des Unteren Gipskeupers führen also den meisten Gips. Sie sind im allgemeinen stärker durchlässig als der höhere Gipskeuper und werden oben durch die Bleiglanzbank begrenzt. Diese Bank verläuft in Höhe des bergwärts vom Kreßbrunnen im Bau befindlichen Schwimmbeckens bei etwa 360 m über NN. Wenn man nun diesen Hangteil, also nordöstlich des Kreßbrunnens, als Einzugsgebiet betrachtet, wie es zunächst den Anschein hat, so ist die Quellschüttung um ein Mehrfaches zu hoch, d. h. das Einzugsgebiet zu klein.

Es hat sich nun im Bereich des Kreßbrunnens bei Aufnahme des Kartenblatts Gschwend ein annähernd nordsüdliches Schichtenfallen ergeben. D. h.,



Abb. 1 Kreßbrunnen 1962, in Bildmitte natürliche Quelle mit Höhlenbach.

Abb. 2 Kreßbrunnen 1975, freigelegte Gipsfelsen mit Quellschlucht am rechten Bildrand.



es kann Wasser im tieferen Untergrund von N her zur Quelle fließen. Dort aber, also nördlich liegen weitere Schichten mit Unterem Gipskeuper. In seine Klüfte kann vielleicht zeitweilig Wasser aus dem Bröckinger Bach und Argersbach eindringen und dem Kreßbrunnen zufließen. Das müßte allerdings Schwankungen im Chemismus, evtl. auch in der Schüttung des Kreßbrunnens mit sich bringen, da das Einzugsgebiet dieser Bäche z. T. im Sandsteinkeuper mit seinem weichen Wasser liegt. Schließlich müssen Schüttungsmessungen in den genannten Bächen ihren Wasserverlust bestätigen, der durch Eindringen in Klüfte der Grundgips-

schichten entstanden ist. Entsprechende Messungen von Schüttung und Chemismus hat REINBOTH (1974, S. 32 bis 33) bei Beobachtungen in einer Gipshöhle am Harz ausgeführt.

In tonigem Gestein wie dem Gipskeuper sind für die Wasserführung zwei Arten von Klüften entscheidend. Zunächst findet sich eine ziemlich gleichmäßig verteilte Feinklüftung, wobei die Klüfte kaum über 1 mm Querschnitt haben. Bei längerer Trockenheit können sich diese Klüfte im oberen, verwitterten Teil des Gesteins erweitern und bis etwa 1 cm Breite erreichen. An der Oberfläche wirkt sich dies mitunter als ein Polygonalnetz von Bodenrissen aus. Plötzliche Niederschläge, etwa Gewitterregen können hier sehr rasch eindringen. Bei anhaltender, feuchter Witterung aber schließen sich diese Kleinklüfte durch Quellung des Tons, so daß auf dem Oberboden sogar größere Wasserflächen entstehen. Unter solchen bildet sich bei längerer Einwirkung im Gipskeuper oft ein blauschwarzer, zäher Sumpftön (MÜLLER 1963), der die Feinklüfte besonders nachhaltig verschließen kann.

Bei der zweiten Kluftart handelt es sich um unregelmäßig verteilte Klüfte von etwa 8 bis 10 cm, mitunter bis 50 cm Breite. Sie sind sehr stark von den im nächsten Abschnitt behandelten, tektonischen Bewegungen abhängig. Vorwiegend diese «Großklüfte» bestimmen Ausmaß und Verlauf der Verkarstung im wasserführenden Gipskeuper. Sie können auch Wasser aus größerer Entfernung ins Karstgebiet führen, wie es oben für den Kreßbrunnen vermutet wurde. Durch Auslaugung des Gipses werden sie ständig erweitert, wobei sich mehrere benachbarte Großklüfte durch Wegführung des zwischen ihnen liegenden Gesteins zu einem größeren und schließlich begehbaren Karsthohlraum vereinigen. So ist auch die Kreßbrunnenhöhle entstanden.

Mitglieder der Stuttgarter «Arbeitsgemeinschaft Karst und Höhle» haben bereits Begehungen der Höhle ausgeführt und sie bis jetzt auf etwa 40 m Länge erkundet. Weitere Befahrungen und ins Einzelne gehende Messungen sind von der Gruppe geplant. Dabei wird es u. a. wichtig sein, die wesentlichen Klufttrichtungen im Innern der Höhle genauer zu erkennen, besonders auch Kreuzungspunkte und durch solche die Erweiterung der Höhle (KELLER 1957, S. 50). Bei der vom Verfasser ausgeführten geologischen Aufnahme des hier in Frage kommenden Kartenblatts Gschwend hat sich als deutlichste eine etwa NS verlaufende Klufttrichtung ergeben. Erkennbar war sodann eine hierauf senkrecht stehende OW-Richtung. Dieser Richtung scheint auch die Höhle zu folgen, sofern das äußere

Bild sich im Innern nicht wesentlich ändert. Auch der Höhleneingang zeigt kräftige OW-Klüfte.

Diese Großklüfte sind tektonische Trennflächen, entstanden durch ungleichmäßige Bewegungen der Erdkruste in unserem Raum. Diese erfolgten nach CARLÉ (1955) vor allem während und nach der Tertiärzeit. Nach CLOSS (1942, S. 122) sind die tektonischen Bewegungen vordiluvialen Alters. Bei Abwägung der im nächsten Abschnitt behandelten Gründe für die Entstehung unserer Höhle ergab sich, daß die stärkste Kluftbildung am Ende des Altpleistozäns hier bereits abgeschlossen war. Damit im Zusammenhang stehen die vom Verfasser aufgefundenen, rißeiszeitlichen 25 bis 30-m-Terrassen, wie sie auf CARLÉ (1968, S. 67–68) vom Kreis Schwäbisch Hall erwähnt. Etwas weiter faßt WEINLAND (1933, S. 101) die starken tektonischen Verstellungen in diesem Bereich des Kochergebiets und spricht von diluvial, während sie nach FRANK (1931, S. 110) jung sind und sogar bis heute weitergehen.

Von Bedeutung für die Bildung der Kreßbrunnenhöhle ist also zweifellos der frühere Verlauf des Kochers. So stellt der flachere, nordwestliche Hang des Gutenbergs, unter dem der Hauptteil der Höhle verläuft, eine oben bereits angedeutete 25 bis 30 m («Riß»)-Terrasse des Kochers dar (EISENHUT 1962, S. 5). Auf der nördlich anschließenden, in diesem Niveau verlaufenden Höhe 349,1 Steinich, einem alten Umlaufberg des Kochers, fanden sich dementsprechend auch zahlreiche alte «Riß»-Kocherschotter. Als das Kocherbett in dieser Höhe lag und sich in tieferen Gipskeuper einzuschneiden begann, setzte in den bereits vorhandenen Klüften verstärkte Gipsauflösung ein. Bei der weiteren Eintiefung bis zum heutigen Flußlauf konnte somit ein Teil des Kocherwassers zeitweilig unterirdisch durch Klüfte westwärts abziehen, diese erweitern und so schließlich im Kreßbrunnen wieder zutage treten, ähnlich wie es die oben genannten Bäche vielleicht noch heute tun. Auch WAGNER (1941, S. 368 f) behandelte entsprechende Einflüsse der Verkarstung auf unsere Landschaft.

Die häufig am Talrand austretenden Quellen aus den Grundgipsschichten haben nicht selten die Form kleiner Quelltöpfe. Dies ergab sich unter anderem auch bei Aufnahmen der angrenzenden Kartenblätter Murrhardt, Schorndorf und Winnenden. Meist hat das Wasser des Gipskeupers in dem durch Gipsauflösung ausgeräumten Kluftnetz starkes Gefälle und gräbt dann an seiner Austrittsstelle in den weichen Hangfußpartien und Auelehmen des Hauptflusses eine kleine Mulde aus. Ihre Wände und besonders der Abflußrand werden

durch Ablagerung von Kalktuff aus dem Höhlenwasser zusätzlich verfestigt, so daß der kleine Quelltopf länger erhalten bleibt.

Allem Anschein nach besaß auch die Kreßbrunnenquelle einen solchen Quelltopf. Er wurde jedoch schon beim Bau des Vorgängers der heutigen B 19 durchschnitten und abgeleitet. Wegen der durch die Rotmündung verstärkten Hochwassergefahr mußte diese Talstraße einst stark an den Hang angelehnt werden. Eine botanische Eigenart dieser Quelltopfe im Gipskeuper ist ihre starke Bewachung mit Brunnenkresse (*Nasturtium palustre*). Ob dies lediglich an der Reinheit des Quellwassers liegt oder auch durch seinen Chemismus bedingt ist, soll hier nicht entschieden werden. Vom ehemaligen Quelltopf des Kreßbrunnens zeugen heute höchstens noch drei Seitenwände. Jedoch ist seine Abflußrinne nach wie vor außerordentlich stark mit Brunnenkresse bewachsen. Es ist möglich, daß auch sein Name mit dieser Tatsache zusammenhängt.

In Gipsbrüchen (z. B. der Nachbargemeinde Michelbach) sieht man Auslaugformen wie am Kreßbrunnen angeschnitten. Zum Teil sind dort diese Hohlräume oder Schlotten mit braunschwarzem Lehm zwischen weißen Gipsfelsen gefüllt und dadurch besonders deutlich markiert. Liegen solche aus erweiterten Klüften im Gips entstandenen, senkrechten Höhlungen in größerer Anzahl nebeneinander, so spricht man von «Geologischen Organen» (WAGNER 1937, S. 44–45). Im Grundgipsbereich zeigt die Landschaft an der Oberfläche zuweilen Mulden (Einsturzdolinen). Dies ist vor allem dort der Fall, wo sich in der Tiefe mehrere Klüfte kreuzen und dadurch den Gesteinsverband besonders stark lockern. Im Höhleninnern entstehen hier

Verbrüche, die dem Vordringen sehr hinderlich sein können. So muß die Arbeitsgemeinschaft Karst und Höhle bei ihrer geplanten weiteren Erkundung vorsichtig sein, da derartige Einbrüche jederzeit möglich sind und dann den Höhlenbach aufstauen können. In der Nähe bei Fornsbach (EISENHUT 1965, S. 8) entstand vor 10 Jahren plötzlich ein 9,30 m tiefer, bei Bröckingen 1972 ein 9 m tiefer Schacht durch Auslaugung im Gipskeuper. Solche Auflösungsformen stellen das zutage durchgebrochene Oberende einer Schachthöhle dar (Trimmel 1965, S. 79).

Schrifttum

CARLÉ, W.: (1955) Bau und Entwicklung der Südwestdeutschen Großscholle. Beih. Geol. Jb., 16, Hannover, S. 1–272. – CARLÉ, W.: (1968) Der geologische Bau und die erdgeschichtliche Entwicklung. Der Kreis Schwäbisch Hall, Aalen, S. 43–80. – CLOSS, H.: (1942) Zur Tektonik des Neckar-Jagst-Grabens und zur Geologie der Limpurger Berge. Ber. Reichsamt Bodenforsch. Wien, S. 108–130. – EISENHUT, E.: (1962) Pleistozänablagerungen im Neckareinzugsgebiet. Jber. Mitt. Oberrh. Geol. Ver. N. F. 44, Stuttgart, S. 1–9. – EISENHUT, E.: (1965) Über Nacht Dolineneinbruch bei Fornsbach. Rdsch. f. d. Schwäb. Wald, Gaildorf, S. 1–14. – EISENHUT, E.: (1971) Geol. Karte Baden-Württ. 1:25 000. Erl. Bl. 7024 Gschwend, Stuttgart, 112 S. – FRANK, M.: (1931) Zur Tektonik der Keuperrandstufe im mittleren Württemberg. N. Jahrb. f. Min. etc., BB 67, Stuttgart, S. 87–112. – KELLER, M.: (1957) Auf unterirdischen Pfaden. Kosmos, Stuttgart, 78 S. – MÜLLER, S.: (1963) Der «Sumpftön» im Württembergischen Gipskeuper. Mitt. Dtsch. Bodenk. Ges. 1, Göttingen, S. 73–79. – REINBOTH, F.: (1974) Untersuchungen zum Problem der Höhlenbildungen im Gips. Mitt. Verb. dt. Höhlen- und Karstforscher 20, 2 München S. 25–34. – TRIMMEL, H.: (1965) Fachwörterbuch für Karst- und Höhlenkunde. Jh. Karst- u. Höhlenkunde. 5, Wien, 112 S. – WAGNER, G.: (1937) Zur Erd- und Landschaftsgeschichte von Hall. Schwäb. Hall – ein Buch der Heimat, Hall, S. 1–55. – WAGNER, G.: (1941) Tektonik und Landschaft im Karstgebiet. Geol. Rdsch. 32, H. 3, Stuttgart, S. 368–379. – WEINLAND, K.: (1933) Geologische Untersuchungen in den Löwensteiner Bergen und dem Mainhardter Wald. Diss. Stuttgart, Würzburg, 109 S.

Zu den Hirsauer Kloster- und Kirchenbauten

Nur ein Jahr vor der Gründung des Deutschen Reiches, im Jahr 911, als der Frankenherzog KONRAD zum deutschen König gewählt wurde, stiftete WILHELM der FROMME, Graf der Auvergne und Herzog von Aquitanien, das Kloster Cluny. Diese zeitliche Koinzidenz sollte von schicksalhafter Bedeutung werden, da hier zum gleichen Zeitpunkt die Kräfte geboren wurden, die zweihundert Jahre später nach jahrzehntelangem Ringen zum vorläufigen Sieg der geistlichen über die weltlichen Mächte führen sollten. Unter der Leitung großartiger Äbte

Eberhard Hause

entwickelte sich Cluny zu einem gewaltigen Klosterkonzern, der in der Epoche, die uns hier beschäftigt, nämlich während der sechzigjährigen Regierung Abt HUGOS von SEMUR (1049–1109) allein in Frankreich über Hunderte von Klöstern und Prioraten verfügte. Bereits vor unserem Zeitabschnitt hatte Abt MAJOLUS (954–994) die zweite Kirche des Klosters erbaut, bemerkenswert in mancherlei Hinsicht, insbesondere bezüglich der Chorausbildung und wegen ihres Verzichtes auf ein Westwerk im allgemeinen Sinne, nämlich auf eine



mit Türmen ausgestattete Westfassade. Anders als sein Nachfolgebau, die um 1088 begonnene türme-
reiche Monumentalkirche Cluny III, besaß Cluny II
nur einen gewaltigen Vierungsturm über dem
Schnittpunkt von Lang- und Querschiff. Doch weit
weniger das Baugeschehen als vielmehr die religi-
ösen Reformbestrebungen und die kirchliche
Machtentfaltung im monastischen Bereich waren
es, die die außerordentliche Anziehung und Aus-
strahlung von Cluny darstellten, der sich auch die
Größten ihrer Zeit nicht zu entziehen vermochten.
Zu ihnen gehörte das Kloster Hirsau mit seinem be-
deutenden Abt WILHELM aus St. Emmeram in Re-
gensburg.

Ihm in seinem Wirken und den beiden Hirsauer
Klosterkirchen gelten unsere Betrachtungen. An
Hand einer *Zeittafel* seien die äußeren Geschehnisse
dieser Epoche umrissen:

nach 830 Stiftung des alten Klosters und Bau der ersten
Aureliuskirche in Hirsau,

um 1000 Verfall des Klosters und Klosterlebens.

1049 Papst LEO IX. (1049–1054) besucht Calw und
nötigt seinen Neffen Graf ADALBERT von CALW
zur Restaurierung des verfallenen Klosters.
Nach längerem Zögern erfolgt schließlich

1059 Beginn des Kirchenbaues von St. Aurelius II.
(Kloster = Eigenkirche der Grafen von CALW).

1065 Einzug von Mönchen aus Einsiedeln in der
Schweiz unter Abt FRIEDRICH.



1069 Mönch WILHELM aus dem Kloster St. Emmeram in Regensburg kommt nach Hirsau, um den ersten Abt FRIEDRICH abzulösen, der 1071 abgesetzt wird, da er seinen Aufgaben (angeblich) nicht gewachsen ist.

1071 Weihe von St. Aurelius und von Abt WILHELM.

1071 Königsurkunde Kaiser HEINRICHS IV. betr. die Rechtsstellung des Klosters – später vernichtet.

1075 Neufassung der vorgeh. Königsurkunde, das sogen. Hirsauer Formular: Verzicht Graf ADALBERTS auf seine Rechte als Eigenkirchenherr. Anschließend Romreise Abt WILHELMS im Oktober, um bei Papst GREGOR VII. (1073–1085) die Bestätigung des Vertrages zu erhalten. Erkrankung in Rom.

1076 Im Frühjahr Rückkehr Abt WILHELMS aus Rom.

1077 RUDOLF von SCHWABEN, Graf zu Rheinfelden und Gegenkönig HEINRICHS IV. (1077–1080), besucht Hirsau zu Pfingsten im Jahr von Canossa.

1077 Der päpstliche Legat, Abt BERNHARD von St. Victor in Marseille, kommt nach Hirsau und bleibt hier bis 1078.

1079 ULRICH von ZELL, Mönch von Cluny (1029 bis 1093), mit WILHELM in Regensburg erzogen und ihm befreundet, verfaßt für ihn die «Antiquiores consuetudines Cluniacenses» und gewinnt ihn für die kluniazensischen Reformgedanken.

1080 Abordnung von Mönchen aus Hirsau nach



Cluny, um das dortige Klosterleben zu studieren.

1080 Treffen Abt WILHELMS mit Graf BURCHARD von NELLENBURG bei Basel, betr. die Klärung der neuen Rechtsform des Allerheiligenklosters zu Schaffhausen.

1082 Baubeginn von St. Peter und Paul, Kirche und Kloster, durch Abt WILHELM.

1082 Beteiligung Abt WILHELMS bei dem Kloster von St. Georgen und Kloster Reichenbach im Schwarzwald sowie im Kloster Muri in der Schweiz, ferner in

1084 Konstanz, bei der Bischofswahl GEBHARDS, Mönch von Hirsau.

1085 Mönch BERNHARD von Cluny verfaßt den «Ordo Cluniacensis», eine Erweiterung und Spezialisierung der «Antiquiores consuetudines Cluniacenses» von 1079.

1085 bis in das 12. Jh. enge Beziehungen zu Großkornburg. GUNTER, Profeß von Hirsau wird 1086 als Abt nach Großkornburg delegiert (gest. um 1105). GUNTER war Vorgänger des berühmten Abtes HERTWIG, eines großen Anhängers von Hirsau.

1089 Abt WILHELM in Zwiefalten. Nach seinen Anweisungen erfolgt der Kirchenbau von 1089 bis 1109.

1090 Abt WILHELM verfaßt seine Klosterordnung «Constitutiones Hirsaugienses».



1091 2. Mai: Weihe der Klosterkirche St. Peter und Paul.

1091 5. Juli: Tod von Abt WILHELM im Alter von etwa 60 Jahren.

1091 bis 1105 Abt GEBHARD

1105 bis 1120 Abt BRUNO

1120 bis 1156 Abt VOLMAR

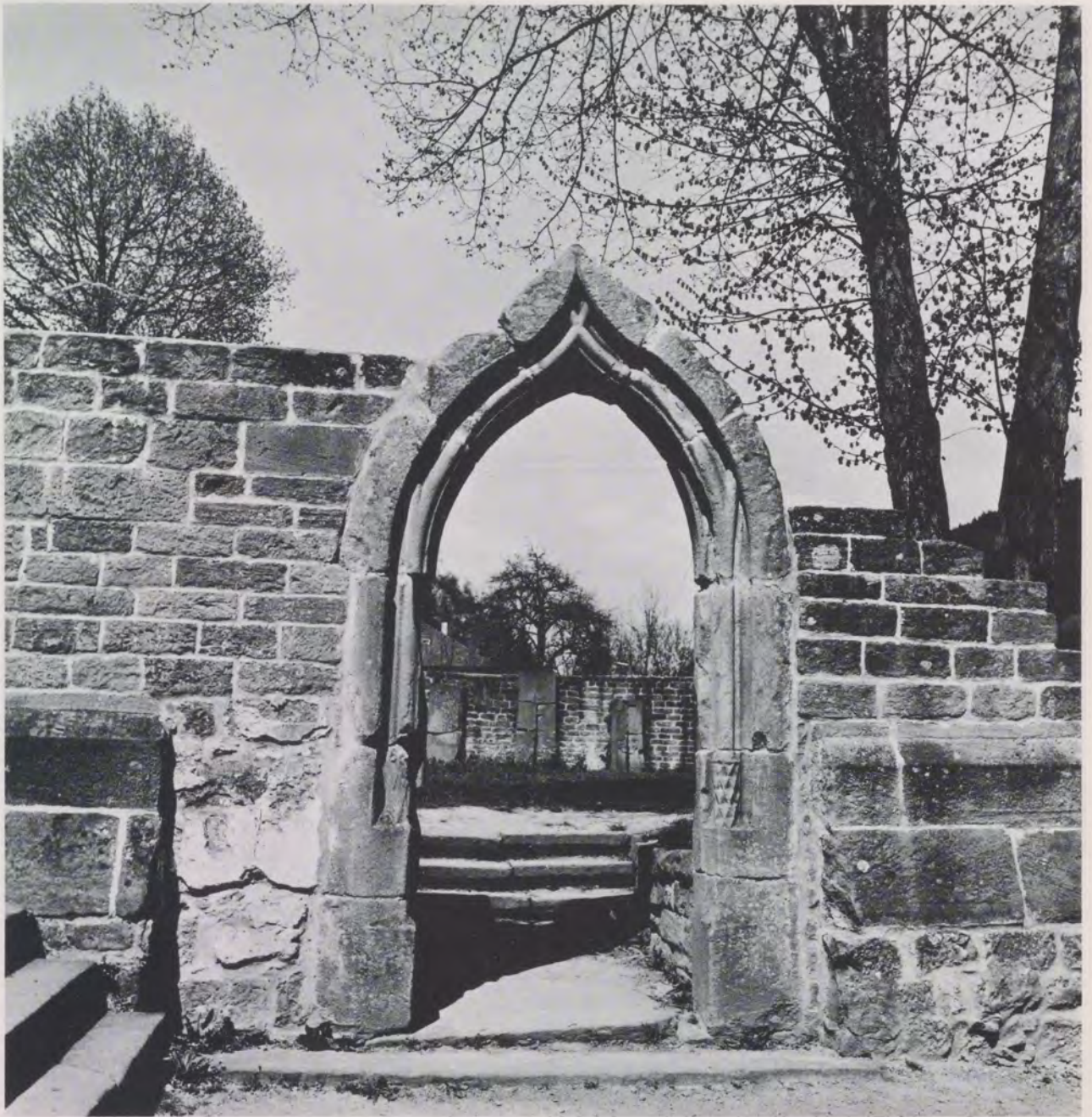
um 1120 Umbau von St. Aurelius und Anlage der Westbauten von St. Peter-Paul

um 1140 Abschluß der Baumaßnahmen des Klosters St. Peter und Paul.

Aus dieser in Stichworten aufgeführten Zeittafel interessieren uns hier vornehmlich die Daten des Baugeschehens, nicht die an und für sich viel wich-

tigeren und in den letzten Jahrzehnten mehrfach ausführlich analysierten monastischen und rechtlichen Probleme, die mit Hirsau und seinem Personenkreis zusammenhängen.

Der Neubau von St. Aurelius zeigt eine flachgedeckte Pfeilerbasilika von etwa 40 m Länge, die durchaus dem Typ der ottonischen Königskirchen folgt: sächsisches Ostwerk auf der Basis des Vierungsquadrates mit Vierungsturm und quadratischen Querschiffen, in etwa quadratischer Chor und dazu drei Rundapsiden – ein Grundriß, den zum Beispiel schon der Kaiserdom in Goslar aufwies. Auch das Langhaus war, wie früher schon in Gernrode und gleichzeitig in Muri, aus dem Quadrat aufgebaut.



Dazu trat ein angemessenes Westwerk mit einer Doppelturmfassade, die um das Jahr 1000 in Straßburg entstanden war – alles in allem, eine noble und standesgemäße Architektur, einem Grafen von CALW durchaus gemäß.

Als WILHELM 1069 in Hirsau eintraf, stand St. Aurelius vor der Fertigstellung, so daß er in baulicher Hinsicht kaum noch eingreifen konnte. Er hatte sich in seiner Regensburger Zeit zwar intensiv mit Musik und Astronomie beschäftigt und sich damit in weiterem Sinne auch für die Baukunst qualifiziert, doch zunächst widmete er sich intensiv den monastischen Problemen, die damals sein Kloster betrafen und darüber hinaus das gesamte Abendland be-

schäftigten. Im Verfolg dieser Bemühungen kam er 1075 nach Rom, wo er reichlich Gelegenheit fand, die altchristlichen Basiliken näher kennenzulernen. Im Gegensatz zum eurogermanischen Norden kannten diese keine Türme und kein Westwerk, Symbole der weltlichen Partnerschaft an den Gotteshäusern, die weniger Tempel als Burgen waren. Als WILHELM später an die Planung seines neuen Klosters und dessen Kirche heranging, war ihm mittlerweile auch der Bau von Cluny II mit seiner basilikalen Westfront und dem Vorhof im altchristlichen Stil bekannt geworden. Er mußte ihm bekannt sein, denn im Zuge seiner intensiven Auseinandersetzungen mit den Ideen von Cluny hatte

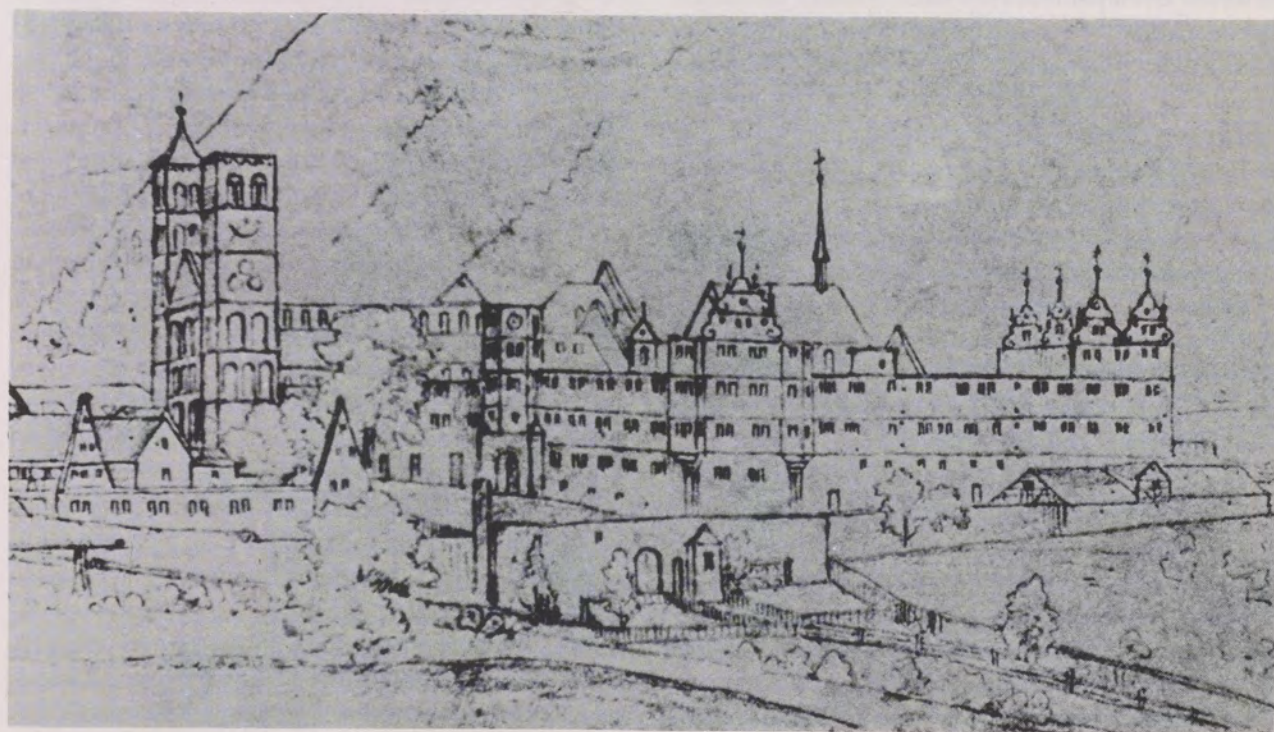


er um 1080 insgesamt drei Mönchsabordnungen dorthin entsandt, die sich an Ort und Stelle über alles, also auch über den baulichen Sektor, zu informieren hatten. Es ist überhaupt sehr merkwürdig, daß WILHELM nicht selbst einmal nach Cluny ging; vielleicht ist es damit zu erklären, daß sein Gesundheitszustand eine größere Reise nicht mehr erlaubte. War er dienstlich überlastet oder hatte er sich in Rom ein ernsteres Leiden zugezogen? Ein Zusammentreffen der beiden großen Männer WILHELM und HUGO wäre sicher von epochaler Bedeutung gewesen!

Das neue Kloster, zu dessen Bau ihn die stetig wachsende Zahl von Brüdern veranlaßte und das er 1082

in Angriff nahm, hielt sich durchaus an die konventionelle Disposition einer benediktinischen Klosteranlage, wie sie im Plan von St. Gallen (um 820) vorgezeichnet war.

Die den Heiligen Peter-Paul gewidmete Kirche war eine Synthese aus zeitgemäßen und traditionellen Elementen mit Anregungen, die WILHELM aus Rom und Cluny empfangen hatte, mit einer deutlichen Tendenz gegen den hierarchischen Typ der kaiserlichen Adelskirche. Das Ostwerk entspricht dem sächsischen Aufbau in der Fassung von Limburg a. d. H. mit geradem Chorschluß, aber das Hauptschiff ist nicht mehr aus dem Quadrat gebildet, sondern folgt dem gleichseitigen Dreieck. WIL-



HELMS Säulenbasilika in altrömischer Tradition hat also die zentralisierende Tendenz aus dem Quadrat aufgegeben zugunsten eines langgestreckten Wegraumes, d. h. zugunsten eines Axialraumes. Das Westwerk ist verschwunden wie die eigenkirchliche Herrschaft, der es zu dienen hatte.

Zu diesen raum- und zeitgebundenen Bauelementen traten nun zusätzliche Gedanken, die Abt WILHELM hier realisierte und die dazu geführt haben, von einer Hirsauer Bauschule zu sprechen. St. Peter-Paul hat keine Bauschule ausgelöst, aber es stellte ein Modell dar, das von den Nachfolgern Hirsauer Observanz einige Male wiederholt wurde und zwar vornehmlich dort, wo stärkere Baukonventionen nicht entgegenstanden, so im thüringisch-mitteldeutschen Raum. Dabei handelt es sich mehr um charakteristische Einzelheiten, die in das allgemeine Baugeschehen des Zeitalters eingestreut sind. Da waren zunächst einmal die schon anderswo, vornehmlich bei Cluny II, feststellbaren Chorseitenräume, aber nicht in der Form von separaten Nebenchören, sondern von Begleiträumen, die durch Arkaden zum Hauptchor und Querschiff geöffnet waren und die wie die Seitenschiffe des Langhauses nun auch den Chor dreischiffig gestalteten. Chor und Chorseitenräume waren leicht gestaffelt (nicht so kräftig wie in Cluny) und gerade geschlossen. Zwar sind die drei Chornischen und die jeweils zweiteiligen Nebenchorabschlüsse oftmals als höchst bemerkenswert genannt worden, nicht aber der Umstand, daß der gerade Hauptchor mit seinen geraden Nischen damit zu einem modifizierten Dreiapsidenraum nach Art der Graubündener Kirchen wurde, und jeder Seitenchor zu einem Zweiapsidenraum, wie er auf der Reichenau anzutreffen war. Doch eher wäre anzunehmen, daß Abt WILHELM die Anregung aus San Lorenzo f. l. m. in Rom nahm, wo der gleiche Dreinischenabschluß zu finden ist!

Da war weiterhin die basilikale Westfront mit einem Atrium davor, genau wie in Alt-St.-Peter und wie in Cluny. Und da war schließlich seine wichtige Erfindung des Chorus minor, jenes Zwischengliedes von Presbyterium und Laienkirche, die einen wesentlichen Bestandteil der baulichen Vorstellungen Abt WILHELMS darstellt. Der Chorus minor, Aufenthaltsraum der nicht mehr den gesteigerten und strapaziösen Chorverrichtungen gewachsenen alten und kranken Brüder, sollte von zwei Seitentürmen flankiert werden. Diese Westwinkeltürme wurden zwar angelegt, aber nie aufgeführt. Anderswo, wie in Hamersleben, wurde der Gedanke realisiert, aber hier blieben sie liegen. Wie kam das und was war überhaupt ihr Sinn? Die Annahme

P. FRANKLS, die Anlage dieses Turmpaares sei aus dem Wunsche entstanden, die im Vierungsturm untergebrachten Glocken zu verlegen, weil der Anblick der die Glockenseile bedienenden Mönche störend und komisch gewirkt habe, überzeugt nicht ganz, denn dazumal waren die Glocken noch recht klein und ihre Bedienung leicht. Wesentlicher ist sicher der architektonische Stellenwert jener Turmgruppe im Gesamtbild als Nahtstelle von Priester- und Laienkirche. Im Raumbild wurde diese Nahtstelle durch ein Pfeilerpaar in der Säulenflucht des Mittelschiffes dargestellt, das durch einen Schwibbogen genau wie die Vierungsbögen verbunden war. An eine Wölbung der Turmuntergeschosse – wie oftmals wegen der äußeren Mauerverstärkung an dieser Stelle angenommen wird – war sicher nicht gedacht, denn diese Räume öffneten sich zum Chorus minor in einer Arkade gleicher Höhe wie die Langhausarkaden. Nur eine technisch komplizierte und stilistisch sehr unbefriedigende Lösung hätte eine Wölbung ermöglicht. Und warum eigentlich sollte man gerade diese ziemlich unbedeutenden Seitenräume wölben, da doch die gesamte Basilika genau wie die altchristlichen Kirchen flachgedeckt war? Man betrachte daraufhin die bekannte Zeichnung der Kirchenruine von J. LIEFKOOP aus dem Jahre 1702 (Schefold, Bl. 3040) und die freigelegten Fundamente an Ort und Stelle.

Weshalb also wurden die geplanten Westwinkeltürme wie auch ein Vierungsturm, der architektonische Schwerpunkt von Cluny II, nicht mehr ausgeführt? Es wäre denkbar, daß die Turmlosigkeit der römischen Basiliken Abt WILHELM inspiriert hatten, seinem Bau betont das Aussehen einer antikaiserlichen Reformkirche zu geben und ihn als einen Demonstrativbau seiner propäpstlichen Ambitionen erscheinen zu lassen – wobei eine solche Kontrastformulierung in diesem Zusammenhang natürlich nur eine grobe Vereinfachung der tatsächlich recht verwinkelten Verhältnisse impliziert – aber es wäre ebenso, wenn nicht noch eher denkbar, daß Abt WILHELM aus Gesundheitsgründen unter Zeitdruck stand. Vielleicht war er seit seinem Romaufenthalt im Jahre 1075/76 gesundheitlich schon so angeschlagen, daß er seine Kräfte schwinden und sein Ende kommen fühlte. Bei einer derart tatkräftigen Persönlichkeit wäre es andererseits dann durchaus verständlich, daß er die Bezugsfertigkeit und Weihe seiner Kirche unbedingt noch erleben wollte. Und sein Lebenswerk wurde in seinem Beisein noch rechtzeitig geweiht!

Zehn Wochen nach dem bedeutenden Ereignis starb er, einer der Größten des deutschen Mittelalters. Und so kam es weder zum Bau eines Vie-

rungsturmes, der vielleicht überhaupt nicht geplant war, noch zum Bau der angelegten Westwinkeltürme. Für die Unterbringung und Bedienung der Glocken genügte ein Dachreiter, wie ihn die späteren Darstellungen der Klosteranlage erkennen lassen. St. Peter-Paul war am Tag seiner Weihe und beim Ableben seines Schöpfers ein Torso und blieb es, bis 600 Jahre nach seiner Weihe, 1692 die Soldaten MELACS auch diese großartige Bauanlage wie so vieles andere sinnlos zerstörten.

Auf den Verzicht einer Krypta und auf die bekannten Architekturdetails wie die horizontale und vertikale Gesimsausbildung über den Arkaden sowie auch auf die Kapitellausbildung mit der sogen. Hirsauer Nase sei nur hingewiesen. Gerade sie fanden vielerorts Nachahmung.

Den Nachfolgern Abt WILHELMS blieb seine Kirche ein Vermächtnis, das sie nicht antasteten. Die Annahme WOLFBERNHARD HOFFMANNs, daß der Bau der Vorkirche mit den beiden Westtürmen und der Umbau von St. Aurelius zu einer Säulenbasilika mit gewölbten Seitenschiffen und mit Chorseitenräumen um 1120 anzusetzen seien, hat sehr viel für sich. Im Jahre 1120 war die Leitung des Klosters in die Hände des tüchtigen Abtes VOLMAR übergegangen. Das Jahr darauf, 1121, war das 50jährige Jubiläum der Weihen von St. Aurelius und von Abt WILHELM, während gleichzeitig 30 Jahre seit seinem Ableben und der Weihe seiner Kirche vergangen waren. Grund genug, um zu diesem Zeitpunkt durchgreifende Baumaßnahmen im Zuge der Fertigstellung des neuen Klosters an beiden Kirchen vorzunehmen. Sie lagen durchaus im Sinne des Verstorbenen. Seine Kirche ließ man unberührt, wie er sie bei seinem Ableben verlassen hatte – an dem ureigensten Werk des großen Mannes sollten keine Änderungen vorgenommen werden. Um 1140 wurde der Ausbau der neuen Klosteranlage unter Abt VOLMAR abgeschlossen nach einer Bauzeit von etwa 60 Jahren.

Biographischer Nachtrag

ABT WILHELM stammte aus Niederbayern, wohl aus dem Regensburger Raum. Herkunft, Geburtsjahr und Geburtsort sind unbekannt. Jedenfalls erhielt er in Regensburg zusammen mit ULRICH von ZELL (siehe unten) in dem berühmten Kloster St. Emmeram seine Erziehung. Da man das Geburtsjahr ULRICHs und seine Herkunft kennt, ist zu schließen, daß WILHELM um 1030 geboren wurde. Ja, es liegt nahe, anzunehmen, daß ULRICH, offenbar beweglicher und gewandter als WILHELM, auch

der ältere und ihn führende war. Vielseitig begabt, verfaßte WILHELM in seiner Regensburger Zeit Schriften über die Musik und die Astronomie. In leitender Stellung, als Abt von Hirsau, wies er sich aus als glänzender Organisator, Politiker und Bauverständiger mit originellen Ideen. In den zwanzig Jahren seines Wirkens in Hirsau fand sein Reformprogramm große Verbreitung. Es sollen schließlich über hundert Klöster seine strenge Klosterreform angenommen haben. Mit zeitweise 150 Klosterbrüdern war Hirsau damals das größte Kloster in Deutschland. Erstaunlich, welch große Anziehungskraft gerade solch harte Klosterzucht ausüben konnte und sehr bezeichnend für das Menschentum jener Epoche! Aber neben seinen Reformbestrebungen im monastischen Bereich war es die Reform der Rechtsverhältnisse seiner Klöster im weitesten Sinne, die ihn beschäftigte. Die «libertas», nämlich die Unabhängigkeit der Klöster von weltlicher Herrschaft war sein Hauptanliegen. Wichtige Dokumente in dieser Richtung sind u. a. das Hirsauer Formular von 1075 und die aus der Klosterordnung von Cluny, dem «Ordo Cluniacensis» von 1085/87 entstandenen «Constitutiones Hirsaugienses», nämlich die Hirsauer Richtlinien, die er ein Jahr vor seinem Ableben verfaßte. WILHELMS architektonische Vorstellungen, die er in St. Peter-Paul verwirklichte, waren zwar originell und fanden weitgestreut Aufnahme, blieben aber ein baugeschichtliches Intermezzo und auf Deutschland beschränkt. Die Zukunft gehörte dem Wölbungsbau und dem hieraus sich entwickelnden Stil der Gotik.

ULRICH von ZELL, 1029 in Regensburg geboren und 1093 in St. Ulrich im Schwarzwald gestorben, stammte aus angesehenem und reichem Geschlecht, wurde mit WILHELM im Kloster St. Emmeram erzogen, lebte erst einige Zeit am Hofe Kaiser HEINRICHs III. und dann in Freising, wo sein Onkel, der Bischof NITKER, ihn zum Diakon und später zum Propst und Archidiakon seiner Kirche erhob. 1046 begleitete ULRICH den Kaiser auf dessen Romfahrt. Nachdem er das meiste seiner Reichtümer zu wohlthätigen Zwecken und seine Pfründen abgegeben hatte, unternahm er eine Pilgerfahrt ins Heilige Land und verschenkte nach der Rückkehr noch den Rest seines Vermögens. Anschließend an eine zweite Romfahrt 1061 trat er in Cluny als einfacher Mönch ein. Dort wurde er bald zum Priester geweiht und dank seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten alsbald Beichtvater des Klosters und Sekretär von Abt HUGO. Weitere Stationen seines Wirkens waren Marcigny bei Autun, Rueggisberg bei Bern und Peterlingen (Payerne) in der Westschweiz, Niederlassungen von Cluny, denen er als Prior vorstand. Peterlingen gehörte zum Bistum Lausanne, dessen Bischof BURCHARD zu Kaiser HEINRICH IV. hielt. So kam es zu Spannungen, die Abt HUGO veranlaßten, ULRICH nach Cluny zurückzurufen und ihn 1078 nach Süddeutschland zu entsenden, um über die dortigen Verhältnisse zu berichten. Bei dieser Gelegenheit besuchte er seinen Jugendfreund WILHELM in Hirsau und gewann ihn für die kluniazensischen Ideen. Der Oberrhein und Schwarzwald wurden nun seine Wirkungsstätte bis zu seinem Lebensende. Zwei Jahre vor seinem Tode erblindete er, nachdem er

sich schon in früheren Jahren ein Augenleiden zugezogen hatte. Bald nach seinem Tode wurde er nach einem bewegten und reichen Leben in Aufopferung für Gott und die Menschen heilig gesprochen.

HUGO von SEMUR, Sohn eines Grafen DALMACE von SEMUR, war einer der größten Äbte von Cluny, der schon mit 25 Jahren einstimmig zum Vorsteher dieser Riesenorganisation gewählt wurde und sie sechzig Jahre lang von 1049 bis 1109 regierte. Er war sowohl mit Papst GREGOR VII., dem ehemaligen Mönch HILDEBRAND von Cluny, als auch mit dessen großem Gegenspieler Kaiser HEINRICH IV. befreundet und wirkte bei der dramatischen Affäre von Canossa im Sinne der Versöhnung mit. Überhaupt brachte die Betreuung und Aufsicht eines derart länderumspannenden «multinationalen» Unternehmens wie Cluny eine ausgedehnte Reisetätigkeit mit sich. HUGO ließ die etwa erst hundert Jahre alte Klosterkirche Cluny II, den Ersatzbau für das erste Kirchlein Cluny I durch den Riesenbau Cluny III ersetzen. Ein Vergleich nach den rekonstruierten Plänen von CONANT, dem berühmten amerikanischen Cluny-Forscher, möge die allgemeinen Abmessungen vergegenwärtigen (in runden Zahlen):

Cluny I	erbaut um 920	L = 20 m	F = 200 qm
Cluny II	erbaut 955 – 980	L = 68 m	F = 1300 qm
Cluny III	erbaut ab 1088	L = 188 m	F = 7700 qm

Demgegenüber war die von Abt WILHELM erbaute St.-Peter-Paul-Kirche (ohne das Vorwerk) ca. 73 m lang und hatte eine Fläche von ca. 2000 qm. Cluny III war die größte Klosterkirche des Abendlandes bis zum Renaissance-Neubau der Peterskirche in Rom. Fünfschiffig mit zwei großen Querhäusern und mit acht zum Teil riesigen Türmen ausgestattet, war Cluny III sichtbarer Ausdruck des gewaltigen Reformwerkes und seines irdischen Reichtums. HUGO, der etwa gleichaltrig mit GREGOR VII. war und mit ihm etwa gleichzeitig in Cluny eintrat, überlebte sowohl diesen um vierundzwanzig Jahre wie auch HEINRICH IV. um drei Jahre.

So sind die bedeutendsten Persönlichkeiten, die mit Hirsau irgendwie zusammenhängen – Abt WILHELM, ULRICH von ZELL, Abt HUGO und Papst GREGOR VII. – alle um 1025 geboren und gehören einer Generation an, die in ihrem Jahrhundert sehr einschneidende Wandlungen des europäischen Kulturbereiches gestalten und erleben durfte.

Die Stuttgarter Stadttore

Man hat von der Befestigungsanlage Stuttgarts im Jahrhundert der Stadtgründung nur eine ungefähre Vorstellung. Man kennt von der Dreitoranlage den Verlauf des Mauerrings und den Standort der drei Tortürme: Durch das 1705/06 abgebrochene Tunzhofer Tor, später Kanzleitor genannt, an der Stelle des heutigen Durchgangs im Winkel zwischen dem Prinzenbau und der Alten Kanzlei, ging die Straße, die über die Prag die Verbindung mit den Cannstatter Fernstraßen herstellte. Das Innere Esslinger Tor (abgebrochen 1712) auf der Kreuzung der jetzigen Marktstraße und Nesenbachstraße öffnete sich zu den Straßen nach Esslingen und zu den Ortschaften auf den Fildern. Durch das Obere Tor am Platze der Einmündung der Breiten Straße in den «Graben», die jetzige Königstraße (abgebrochen 1660) wurden die nach dem Schwarzwald führenden Verkehrswege erreicht.

Die großartige von JONATHAN SAUTER im Jahre 1592 radierte Ansicht der Stadt¹, eine in allen Einzelheiten zuverlässige Vorzeichnung von unbekannter Hand zu dem Reiterbildnis des Herzogs JOHANN FRIEDRICH von MATTHÄUS MERIAN aus der Zeit um 1615², wie auch die radierte, freilich nur ungefähr zuverlässige Vogelschauansicht Stuttgarts von MERIAN von 1638³, zeigen das Obere Tor und das Innere Esslinger Tor als stattliche, doch die Häuser kaum überragende Vierkanter mit Pyramiden-

dächern⁴. Das Tunzhofer Tor ist auf diesen beiden Ansichten verdeckt, die leider keine Einzelheiten erkennen lassen, welche für die Erbauungszeit der Tortürme Anhaltspunkte geben könnten.

Dagegen gewähren uns Berichte über einen Umbau des Tunzhofer Torturmes aus den Jahren 1560 bis 1573⁵ und über Wiederherstellungsarbeiten am Inneren Esslinger Tor von 1563 und 1566⁶ wichtige Aufschlüsse. Wertvoll ist vor allem ein Gutachten der herzoglichen Baumeister ABERLIN TRETSCH⁷ und CHRISTOPH SPINDLER⁸ vom 26. Oktober 1573 über den Zustand des Tunzhofer Tores. Darin heißt es u. a., es seien . . . *anfangs in erbauung der stadt Stuttgart vier türn an den vier toren angelegt und ugeführt worden und sind diese all vier türn in gleicher große, gestalt, dicke, form und maß auch von einer hand arbeit gemacht worden, unten an der dicke 9 schuch (= 2,78 m) und dan alle stock höhe abgesetzt und die innern seiten gegen die stadt offen blieben und aber solche türn alle auf jeden absatz nur ein holzen gebälk mit eim britten boden belegt* . . . Baurisse des Tunzhofer Tores von 1560, die uns noch beschäftigen werden, geben die Höhe des Turmes ohne das Dach mit 81 Schuh (= 23,20 m) an. Der vierte in dem Gutachten genannte Turm ist sicher der vom frühen 17. Jahrhundert an der «Willermannsturm»⁹ genannte Gefängnisturm (abgebrochen 1832), der keinen Tordurchlaß hatte. Das gleich daneben befindliche Schultörlein wurde

Werner Fleischhauer

erst 1476 gebaut. Der Gefängnisturm, am Ende der vom Marktplatz zum Graben führenden Turmstraße, war der mächtigste der Mauertürme, welche die Nordseite der Stadt beschützten. Auf den Ansichten von SAUTER und auf der Zeichnung aus der Zeit um 1615 ist er zu sehen, mit einem Fachwerkgeschoß und Satteldach. Man erkennt ihn – vielleicht – auch auf dem sehr phantastischen Holzschnitt von GEORG LANG aus dem späten 16. Jahrhundert¹⁰ in dem Turm rechts von dem großen Kirchturm, mit einem Fachwerkaufsatz, jedoch mit einem Tordurchlaß.

Der Baumeister ABERLIN TRETSCH mußte am 29. November 1560 mit dem Steinmetzenwerkmeister MARTIN BERWART, der als Bauführer wie auch als selbständiger Baumeister von Herzog CHRISTOPH schon mehrmals beachtliche Aufträge erhalten hatte, einen Verding abschließen über umfangreiche Wiederherstellungsarbeiten am Tunzhofer Torturm. Einige diesem beigelegte Baurisse, Entwurfszeichnungen für die notwendigen Veränderungen, lassen auch den ursprünglichen Zustand des Turmes erkennen. Der Höhenschnitt zeigt auf der inneren, der Stadt zugekehrten Seite eine oberhalb

des Torbogens beginnende und unterhalb des Daches halbrunde Öffnung, wie sie an den Innenseiten namentlich städtischer Befestigungstürme häufig gewesen sind, damit ein Gegner, der sich schon in dem Turm hatte festsetzen können, ohne Dekkung dem Beschuß vom Stadttinneren her ausgesetzt war. Unter dem Dachansatz sieht man auf dem einen Riß zwei schmale Öffnungen, Fenster oder Zinnenscharten. Der Halbrundbogen des Durchfahrtstores zeigt schon die Form des 16. Jahrhunderts, somit entweder als Vorschlag oder auch den Zustand einer nicht sehr viel älteren Veränderung. Aus dem schon genannten Gutachten von TRETSCH und SPINDLER von 1573 weiß man auch, daß *solche türn* auf der Höhe eines jeden Mauer-rücksprungs im Turminnern ursprünglich nur einen Bretterboden über einer hölzernen Balkenlage hatten. Es waren dazu im Laufe der Zeit weitere Einbauten aus Holz hinzugekommen.

Den eingangs erwähnten ausführlichen Berichten des Baumeisters TRETSCH der Jahre 1560 bis 1566 über den schadhaft gewordenen Inneren Esslinger Torturm entnimmt man, daß der Turm *durchuff an dreien seiten von gutem mauerwerk und die ecken von gu-*

Abb. 1 Stuttgart, Radierung von J. SAUTER 1592 (Ausschnitt). Deutlich sind die Türme zu erkennen: links der Folterturm, am oberen Rand (links) der Pulverturm und (hinter dem Dach des Herrenhauses) der Gefängnisturm. Am unteren Rand steht (vor dem Dach des Herrenhauses) das Innere Esslinger Tor.





Abb. 2 Stuttgart, Zeichnung um 1615 (Besitz: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg). Wieder ist am linken Rand deutlich der Pulverturm zu sehen. Den Gefängnisturm suche man vor dem Turm der Stiftskirche, daneben den Oberen Torturm. Der massive Turm im Vordergrund ist der Folterturm. Im Häusergewirr erkennt man (links vom schwarzen Fleck) das Innere Esslinger Tor.

tem gehauen steinwerk ufgeführt, aber die vier innenseiten gegen der stadt offen gelassen blieb.

Was uns nun von dem Inneren Esslinger Torturm bekannt geworden ist, muß auch für die vier anderen Türme gelten, die ja alle nach der Feststellung von TRETSCH durchaus von einer Art gewesen sind. Sie waren somit hohe Vierkanter mit sorgfältig behauenen Steinquadern an den Hochkanten und gutem Mauerwerk dazwischen, das somit aus weniger sorgfältig bearbeiteten und auch weniger regelmäßigen Steinen, aber keineswegs aus groben Bruchsteinen bestand. Wie der obere Abschluß der Türme anfänglich ausgesehen hat, läßt sich nicht feststellen. Bewohnbare Fachwerkaufbauten sind kaum anzunehmen, eher Plattformen hinter Brustwehren oder auch hölzerne Pyramidendächer auf einem niederen Holzsockel, die jederzeit bei drohender Kriegsgefahr rasch abgeworfen oder abgebrochen werden konnten, weil sie in Brand geschossen große Gefahr auch für die Nachbarschaft mit sich brachten.

Freilich sind die Angaben von TRETSCH vornehmlich auf die gemauerten Teile der Türme – ohne die Dächer – zu beziehen. Man hat zudem bei allen Türmen mehr oder weniger umfangreiche Verän-

derungen im Laufe der Jahrhunderte anzunehmen. Von solchen wird noch die Rede sein.

Es stellt sich nun für uns die Frage nach der Erbauungszeit der ersten vier Stuttgarter Stadttürme am Rande der Innenstadt. Es ist fraglich, ob sie schon bei der Gründung der Stadt in der ersten Hälfte oder der Mitte des 13. Jahrhunderts im Zuge einer starken Ummauerung erbaut worden sind, ohne die sie ja sinnlos gewesen wären. Es ist auch durchaus denkbar, daß man sich in den ersten Jahrzehnten mit einer Palisadierung hat behelfen müssen, erforderte doch ein Mauerbau von beträchtlichem Umfang sehr viel Zeit und auch sehr viele Arbeitskräfte. Bei der bekannten Belagerung der Stadt im Jahre 1286 in dem Kampfe von RUDOLF von HABSBURG und Graf EBERHARD dem Erlauchten von Württemberg muß aber die Stadt schon gut befestigt gewesen sein – sie hätte sonst keine mit sehr starken Kräften durchgeführte Belagerung ungefähr sieben Wochen lang aushalten können. Nach der am 10. Oktober 1286 erfolgten Übergabe der Stadt, die allem Anschein nach vom König nicht bezwungen und eingenommen werden konnte, wurde dem Grafen auferlegt, die Stadt «zu brechen», d. h. ihre Mauern und Türme zu schleifen.

Es ist nicht bekannt, ob der König oder der Graf auf seinen Befehl hin die Stuttgarter Befestigung tatsächlich niederlegen ließ. Als der Graf, der schon im folgenden Jahre erneut mit dem König im Kampfe lag, 1287 neue Bedingungen annehmen mußte, war von einer Schleifung der Mauern nicht mehr die Rede. Der König scheint, unbekannt aus welchen Gründen, auf den Abbruch der Mauern verzichtet zu haben¹¹. Nun weiß man freilich gar nicht, in welchem Umfang die Mauern bei der Belagerung von 1286 gelitten hatten, wohl kaum sehr stark, denn sonst wäre ihre Niederlegung nicht mehr verlangt, vielmehr ihr Wiederaufbau verboten worden. Somit wird die alte Annahme, daß die vier alten Türme vor der Belagerung von 1286 erstellt wurden, ihre Richtigkeit haben, wie sicherlich auch die Angabe von TRETSCHE, sie seien schon *anfangs der stadt* gebaut worden, die doch wohl auf irgendeine mündliche oder auch schriftliche Überlieferung zurückgehen muß. Dagegen hört man nicht selten aus späteren Berichten¹², der eine oder der andere der Türme sei erst im 14. Jahrhundert «erbaut» worden, dann wiederum auch, sie alle seien erst von Herzog CHRISTOPH erstellt worden. Diese Behauptungen beruhen auf der Ausdrucksweise des 14. und 15. Jahrhunderts, wonach auch mehr oder weniger umfangreiche Ausbesserungs- und Umbauarbeiten vielfach *bauen* geheißen wurden. Wenn solcherlei Arbeiten aber schon im 14. Jahrhundert nötig geworden sind, so wird man vielleicht daraus zu schließen haben, daß der Bau der ersten Türme wenig sorgfältig, vielleicht sogar unter Zeitdruck erfolgt ist.

Auch im 16. Jahrhundert zeigten sich immer wieder und an allen Türmen beträchtliche Schäden, die behoben werden mußten. Im Jahr 1542 wurde der Obere Torturm schon für ganz baufällig erklärt. Nach einem Bericht von Bürgermeister, Gericht und Rat der Stadt an den Herzog vom 18. Dezember 1563 wurde der Obere Torturm (sicherlich nur zu einem Teil) abgebrochen und aus neuen Steinen wieder aufgeführt, wobei die offene, auch mit Riegelwerk verbaute Stadtseite damals mit Steinen zugemauert worden sein wird, wie dies die Ansichten von 1592 und 1638 gut zeigen. Auf dem Gefängnisturm wurde ein gewiß nicht ursprüngliches Fachwerkgeschoß 1547 durch ein neues ersetzt. Der Turmbläser hauste dort bis 1496, bis die *zween kirchentürme* gebaut worden. Vor dem Ausbau des kleineren Stiftskirchenturmes am Chor und dem Bau des Hauptturmes im späten 15. Jahrhundert gewährte allein der Gefängnisturm einem Hochwächter freien Blick von Nordwesten bis Nordosten. Das Innere Esslinger Tor war *uf der Stadtseite durchuf*

alle stock höhe mit einem riegelwerk, d. h. Fachwerk, . . . *ausgemacht*, zweifellos ein späterer Einbau, zumal man erfährt, daß sich darin auch zwei Wohnungen befanden. Das Holzwerk war 1560 völlig vermorscht, der Fachwerkstock oben wurde damals durch einen aus Stein in Höhe von 8 Schuh (= 2,30 m) ersetzt und mit einem Pyramidendach bedeckt. Das Tunzhofer Tor, das angeblich 1437 neu, sicher aber nur ausgebessert aufgebaut worden war, zeigte 1560, wie wir aus dem Verding wissen, schon wieder schwere Mängel. Es wurde um 25 Schuh (= 5,16 m) abgehoben und offene Seite gegen Innen *durchuf mit gehauenen quaderstücken in die vierung ganz beschlosssen*, somit schöner und kostbarer als die anderen Turmseiten, wohl weil diese dem Herzogsschloß gegenüber stand. Statt der Bretterböden auf Balkenlagern im Turminnern wurden nun drei gemauerte Gewölbe eingebaut, die zur Verwahrung der Akten der angebauten Kanzlei bestimmt wurden. Zwei Fenster in jedem Stockwerk, je eines auf der Stadt- und Außenseite, wurden ausgebrochen und *zu oberst uf dem turn ein gehauen gesims samt einer altan (in) brusthöhe . . . mit rundschaften wie an den umbgängen* (d. h. den Galerien) im Schloßhof vorgesehen, *sowie viereckige kolonen an den vier ecken*. Ob alle diese Arbeiten auch ausgeführt wurden, ist nicht sicher. Dann wurde noch ein Treppentürmchen von gleicher Höhe an den Turm angebaut. Doch schon nach wenigen Jahren, 1566, zeigten sich neue Schäden. Baumeister TRETSCHE schlug vor, auf den Altan einen *nieder dachwerk und einen gevierten walben auf freien säul* zu erstellen, *also daß man daruf das ussehen ein weg als den andern*, somit den freien Ausblick in beiden Wegrichtungen haben möchte. Ob nun dieser Vorschlag befolgt wurde oder nicht, bereits am 28. Oktober 1573 liegt das Gutachten von TRETSCHE und SPINDLER vor, das wir kennen. Das Brustgesims der Altane war an den Ecken auseinander gerissen, vermutlich zum Teil verursacht durch die zu große Belastung durch die eingebauten Gewölbe, wie auch durch eindringendes Regenwasser und Schnee, denn *das Gefrör wirke als wann man arbis (Erbsen) in ein fleschen tut und sie darin geschwellen läßt*. Es sollte nun das Brustgesims und der Altan zur Entlastung abgebrochen und darüber zum Schutz gegen Regenwasser und Schnee ein *gevierter geschmeidiger dachhelm* erstellt werden, *auch sonst dem ansehen nach ganz zierlich*. In dieser Gestaltung sieht man den Turm mitsamt dem Treppentürmchen dahinter auf dem Stich von dem Kanzleibrand des Jahres 1686 von G. TH. HOPFER¹³.

Herzog CHRISTOPH hat noch zwei neue Türme errichten lassen zur Sicherung der Liebfrauenvor-

stadt, deren Ummauerung, wie auch die der Leonhardsvorstadt damals noch auf beträchtliche Strecken nicht geschlossen gewesen ist und die von Bürgermeister, Gericht und Rat der Stadt schon 1563 ganz *liederlich* und für die Sicherheit der Stadt wie auch für das Ansehen der herzoglichen Residenzstadt völlig unzureichend erklärt worden war. Im Jahre 1564 oder 1565 wurde der Wagtturm, später Folterturm genannt, im Westen der Stadt auf dem abfallenden Gelände der jetzigen Paulinenstraße, oberhalb der Tübinger Straße, erstellt, nach den Bildern wiederum ein Vierkanterturm mit Pyramidendach. Nun natürlich auf allen Seiten hochgemauert (abgebrochen 1823)¹⁴. Gleichzeitig, und wie es scheint fast gleicher Gestalt wurde der starke Pulverturm oder Turm am oberen See errichtet, auf der Kreuzung der heutigen Weimar- und Hohenstraße (abgebrochen 1818), der aber schon nach einigen Jahren, 1577, starke Risse aufwies. Daß diese beiden Türme nach der Ansicht von SAUTER, der Zeichnung aus den Jahren um 1615 und auch nach dem MERIANstich von 1638 durchaus den vier alten Türmen angeglichen wurden, ist doch bemerkenswert. Die hohen Befestigungstürme waren in dieser Zeit schon längst fortifikatorisch überholt und veraltet. Sie boten ein zu gutes Ziel für die Artillerie, deren außerordentlich gesteigerter Feuerkraft sie nicht mehr standhalten konnten. Wurden sie zusammengeschoßen, dann stürzten ihre Trümmer meist in die Gräben und erleichterten es damit den Angreifern, wie auf einem Damm an den Mauerwerk heranzukommen. Man konnte in dieser Zeit den hohen Türmen nur noch einen verhältnismäßig bescheidenen Verteidigungswert als Wachttürme beimessen. Schon seit Beginn des Jahrhunderts war man auch nördlich der Alpen vom Bau hoher Befestigungswerke abgekommen und hatte solche vielfach sogar niedergelegt, wie dies Herzog ULRICH beim Ausbau der stärksten Festungen des Landes, Kirchheim und Schorndorf, schon in den 30er und 40er Jahren des Jahrhunderts hatte vornehmen lassen. Dann hat aber auch wieder die Reichsstadt Nördlingen, die zur selben Zeit starke, niedere Bastionen hatte aufführen lassen, noch später, im fortgeschrittenen 16. Jahrhundert ihre alten Türme noch erhöht und dazu noch neue aufgeführt. Doch wohl nur, um damit von weitem schon durch den in die Augen fallenden imponierenden Turmkranz den Geltungsanspruch der Reichsstadt eindrucksvoll zu bekunden. Und wenn Herzog CHRISTOPH, der als bekannter Sachverständiger im Festungsbau von anderen Fürsten um seinen Rat angegangen wurde, nun solche fortifikatorisch ziemlich wertlos gewordene Türme erneuerte und sogar neue dieser

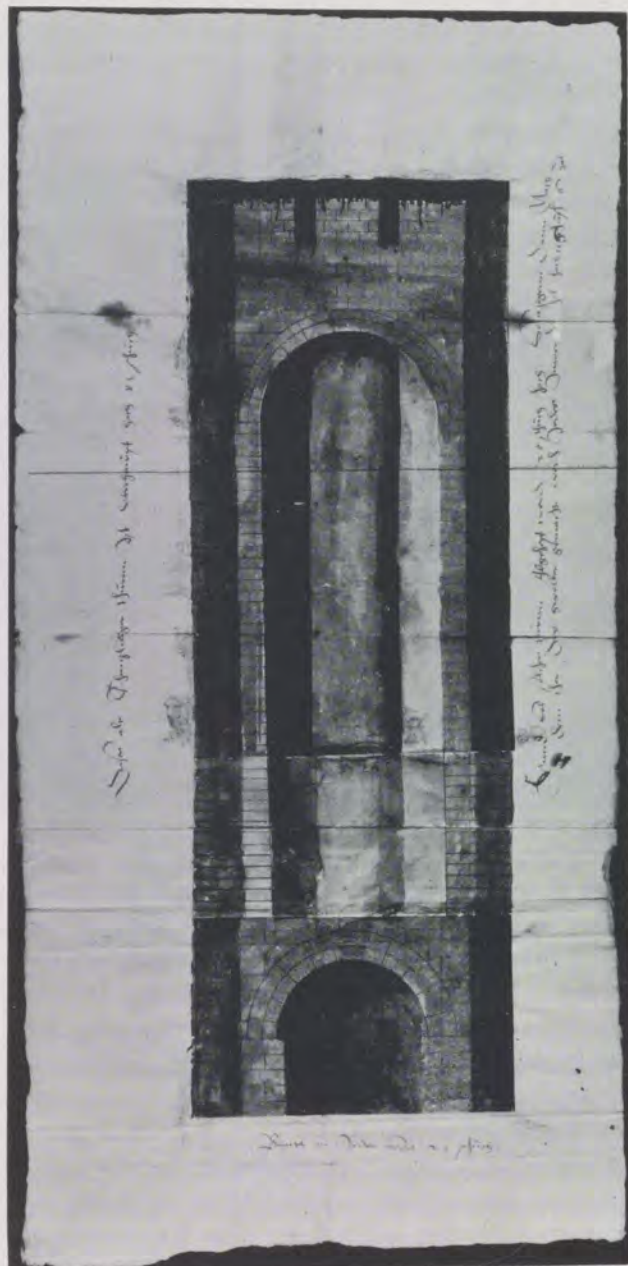


Abb. 3 Tunzhofertor, Stadtseite (Aus Bestand A 284, Bü 324 des Hauptstaatsarchivs Stuttgart).

Art noch erstellen ließ, dann doch wohl, um seiner Residenzstadt damit ein respektgebietendes Ansehen zu verschaffen, dem auch die Bedeutung eines Hoheits- und Rangsymboles zukam, wie er auch in denselben Jahren mit seinem großartigen Ausbau des Stuttgarter Schlosses das wiedergewonnene Ansehen und die Machtstellung seines Hauses und Landes hat deutlich bekunden wollen.

Quellen

Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 248 B 324, abgek.: HSTAS A 403 St. W. B 10

Literatur

BACH, M., Bilder aus Alt Stuttgart, 1896 – Beschreibung des Kgr. Württemberg, Stadtdirektionsbezirk Stuttgart, 1856 – DECKER-

HAUFF, H. M., Geschichte der Stadt Stuttgart 1, 1966 – HARTMANN, J., Chronik der Stadt Stuttgart, 1886 – MEMMINGER, I. D. G., Stuttgart und Ludwigsburg mit ihren Umgebungen, 1817 – PFAFF, K., Geschichte der Stadt Stuttgart, 1845 – VIETZEN, H., in: Württembergisches Städtebuch, 1962 – WAIS, G., Alt Stuttgarts Bauten im Bild, 1951 – WAIS, G., Alt Stuttgart, 1954.

Anmerkungen

- 1 Abb. DECKER-HAUFF S. 353.
- 2 Abb. WAIS 1954 T. 37.
- 3 Nürnberg German. Nationalmuseum.
- 4 Auf der Radierung von 1592 kommen das Innere Esslinger Tor und der Gefängnisturm in der Menge der höheren Bauten ihrer Umgebung aus dem 14. und 15. Jahrhundert, wie beispielsweise dem riesigen Herrenhaus am Markt von 1437, nicht richtig zur Geltung. Zudem hat der Radierer dieses wie auch die drei Kirchen als besonders wichtige Bauten der Stadt

unverhältnismäßig groß und überhöht herausgestellt. – Eine Zeichnung des Inneren Esslinger Tores von F. A. SEYFFER aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts – Abb. WAIS 1951 S. 110; dort irrtümlich als das Äußere Esslinger Tor bezeichnet, die sicher eine ältere Vorlage benutzt hat, gibt den ursprünglichen Zustand des Tores nur ungenau wieder.

- 5 HSTAS A 248 B 324.
- 6 HSTAS A 403 St. W. B 10.
- 7 Geb. um 1510, Baumeister ab 1550/51, gest. 1578.
- 8 Baumeister ab 1561, gest. 1576.
- 9 Diese Bezeichnung ist vielleicht abgeleitet von «Wilder Mann», einem sehr verbreiteten Namen von Wirtshäusern, die stets an oder vor der Stadtmauer lagen.
- 10 Abb. WAIS 1954 S. 147.
- 11 DECKER-HAUFF S. 178.
- 12 So PFAFF S. 23 ff.
- 13 Abb. BACH-LOTTER S. 23.
- 14 Abb. WAIS 1951 S. 129.

Betr.: Freilichtmuseum – Schlußlicht Baden-Württemberg

Vorbemerkung der Redaktion: Der Leiter des Rheinischen Freilichtmuseums in Kommern ADELHART ZIPPELIUS sprach unlängst in Stuttgart über Geschichte und Bedeutung der Freilichtmuseen – ein Kapitel Heimatpflege, zu dem Baden-Württemberg bislang keinen im Vergleich nennenswerten Beitrag geleistet hat. Bei dieser Gelegenheit sendete der Süddeutsche Rundfunk in der Reihe «Von Land und Leuten» ein Interview mit ADELHART ZIPPELIUS, das wir hier – leicht gekürzt – abdrucken. Die Fragen stellte Günther Willmann.

Wenn Sie jetzt hier in Stuttgart gesprochen haben über die Situation der Freilichtmuseen und deren Sinn, so sollte das doch auch wieder einmal eine Initialzündung sein für ein solches Museum im Lande Baden-Württemberg.

Ja, aber ich bin da etwas pessimistisch geworden. Die Diskussionen sind schon so lange im Gange, und es wurden schon Denkschriften ausgearbeitet, es wurden schon Standorte besichtigt mit Kommissionen, es wurde dies und das eingeleitet, und geschehen ist praktisch nichts. HERMANN SCHILLI hat in Gutach sein Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof gebaut mit sehr starkem persönlichem Einsatz, eigener Initiative und mit dem großen Einsatz des zuständigen Kreises, und es existiert ein ganz kleines lokales Freilichtmuseum bei Schussenried. Das ist aber praktisch schon alles hier. Wenn man überlegt, was in Württemberg für ein reichhaltiger, schöner und auch sehr differenzierter Bestand an Bauformen vorhanden war, dann stimmt einen das etwas traurig. Aber letzten Endes ist es dasselbe, was hier überhaupt mit der Volksschule passiert, wenn Sie daran denken, daß das Württembergische Landesmuseum noch nicht

Interview mit Adelhart Zippelius

einmal eine Möglichkeit hat, seine volkscundliche Abteilung überhaupt auszustellen! Da sind so reiche Schätze in den Magazinen, für die keine Möglichkeit gegeben wird, sie auch nutzbar zu machen; die Öffentlichkeit hat einen Anspruch darauf.

Doch zurück zum Freilichtmuseum! Hier ist es wahrscheinlich noch viel schlimmer, denn die Dinge, die man hier sammeln müßte, die sind doch eines Tages verschwunden. Dann ist es wirklich zu spät.

Es kann sich nur noch um wenige Jahre handeln. Der Bestand ist schon so zusammengeschmolzen, daß Sie heute schon Mühe haben werden, von jedem vorkommenden Typus noch ein brauchbares und wirklich aussagekräftiges Beispiel zu finden. Offenbar sind die Chancen sehr schlecht für ein zentrales Freilichtmuseum, wie es im Grunde wünschenswert wäre. Eine große Zentrale für's ganze Land – da müßten erst mal die Baudenkmale nach genauer Planung aus allen Landesteilen zusammengestellt werden, welche für eine Überführung in Frage kommen.

Aus Ihren Worten ist ein bißchen Pessimismus herauszuhören, Herr Dr. Zippelius. Glauben Sie denn überhaupt noch an ein Freilichtmuseum in Baden-Württemberg?

Ich hoffe, daß wenigstens etwas getan wird, und wenn es nur für den Anfang vielleicht der Ausbau von kleineren regionalen und lokalen Freilichtmuseen wäre. Ich bin Badener, und ich weiß, wie stark man in den meisten Teilen von Baden an seinem Land, an der Landschaft und an der bodenständigen Kultur hängt. Es verwundert mich wirklich im höchsten Grade, daß man gerade der baden-württembergischen Volkskultur so wenig Raum einräumt.

Die Klosterschule im 18. Jahrhundert – Bengels Zeit in Denkendorf

Doris Metzger;
Gerhard Schäfer

Vorbemerkung: Eine Stätte mit alter württembergischer Tradition bat im Herbst 1975 zu einem Fest. Im Kloster Denkendorf, das heute Fortbildungsstätte der Evangelischen Landeskirche in Württemberg ist, fanden sich etwa hundert Freunde des Klosters und Kenner AltWürttembergs ein.

Aus der 850jährigen Geschichte des Klosters wurde ein für unser Land und die Evangelische Landeskirche besonders wichtiger Zeitabschnitt beleuchtet. «Die Klosterschule im 18. Jahrhundert – BENGELS Zeit in Denkendorf» stand als Überschrift über dem Fest.

Im Kreuzgang spielte das Stuttgarter Collegium Musica Rara geistliche und höfische Musik aus dem 18. Jahrhundert auf originalen Instrumenten. Bei einer Ausstellung konnte man in BENGELS Stammbuch blättern, Tagebücher und Originalbriefe in die Hand nehmen, das berühmte Carentenbuch studieren oder in den Testimonienbüchern die Zeugnisse FRIEDRICH HÖLDERLINS suchen.

All dies gruppierte sich um zwei Vorträge im Kapitelsaal, die im folgenden veröffentlicht werden.

Im Stil des Team-Teaching wurde vorgestellt, welche Rolle die Klosterschulen in Württemberg spielten: Archivdirektor Dr. GERHARD SCHÄFER, Stuttgart, führte in die vielfältigen Zusammenhänge zwischen dem württembergischen Herzogtum und den Klosterschulen ein. Frau DORIS METZGER, Denkendorf, veranschaulichte seine Ausführungen jeweils durch die Interpretation von Urkunden aus Denkendorf. Einen letzten Höhepunkt bildete zum Abschluß der Vortrag von Professor Dr. HEINZ OTTO BURGER: «Der historische Ort JOHANN ALBRECHT BENGELS».

Dr. HARTMUT METZGER

Die Klosterschulen in Württemberg und wie es in Denkendorf aussah

Am Beginn wollen wir uns die Rolle der Klosterschulen in Württemberg vergegenwärtigen und sehen, wie es im einzelnen in einer solchen Klosterschule zugeht.

Das Thema an sich wäre eines gründlichen, wissenschaftlichen Referats würdig. Der feierliche Rahmen, der uns bereitet ist, legt aber etwas anderes nahe.

Am schönsten wäre es wohl, wir könnten in einem geistvollen Essay die Grundzüge, das Typische am alten Herzogtum Württemberg nachzeichnen, aus dem heraus die Klosterschulen entstanden sind und in das sie eingebaut waren. Das aber wäre ein hohes Unterfangen, vielleicht ein zu hohes. Deshalb, so meinen wir, geziemt es sich für uns, bescheidener zu sein; wenn es schon keine fortlau-

fende geschichtliche Darstellung sein kann, wollen wir versuchen, einige wichtige Punkte in der Geschichte der Klosterschulen aufzuzeichnen, ein paar Durchblicke zu geben. Allerdings: diese Beschränkung soll nicht in die Enge führen, sie sollte vielmehr die Größe ahnen lassen, die je und je dem aufleuchtet, der bereit ist, sich diesem so gut und fest geordneten Württemberg, diesem wahrhaftigen Kosmos zu öffnen, der bereit ist, hineinzuhören in die Geschichte und die Fakten behutsam und liebevoll zu betrachten.

Die Klosterschulen enthalten so viel an spezifisch württembergischer Atmosphäre, sie erscheinen uns als wesentlicher Bestandteil, als Stätte, an der Württemberg gebaut und befestigt wurde und an der es sich deshalb auch darstellt: Die Klosterschulen verkörpern uns zum ersten das Staatsdenken Alt-Württembergs.

Die Klosterschulen als Verkörperung württembergischen Staatsdenkens

Wir wissen: das Land hatte vor der Reformation 13 Mannsklöster, alles eigene staatliche Gebilde im Staat, ein Drittel des Bodens von Württemberg war Klostergebiet. Die Prälaten waren Mitglied des Landtags und spielten dort als Vertreter der Bildung und der Finanzkraft ihrer Klöster eine gewichtige Rolle. Die Reformation der Klöster war deshalb eine bedeutende politische Aufgabe, zunächst für Herzog ULRICH.

Was soll ein evangelisch gewordenes Land mit seinen Klöstern machen?

Die Behandlung der Klöster war typisch für das Vorgehen von Herzog ULRICH bei der Reformation seines Landes, für seine Möglichkeiten, für die Zwänge, in denen er stand: vom Kaiser her drohten Schwierigkeiten, wenn er die Klöster abschaffte; von seinen Verbündeten her drohten Schwierigkeiten, wenn er die Reformation nicht durchführte; von seinen Schulden her drohten Schwierigkeiten, wenn er aus dem Vermögen der Klöster durch eine Reformation derselben nicht Geld flüssig machte.

So ist der erste Akt der Geschichte der Klosterschulen in der Tat kein imponierendes Kapitel: die Klöster werden nicht ausdrücklich abgeschafft wegen des Kaisers; sie werden evangelisch wegen der Verbündeten; Klostervermögen wird säkularisiert wegen der Schulden.

Die Klosterordnung von 1535 läßt die Klöster als solche bestehen, die Insassen üben weiterhin den Chordienst aus und tragen Kutten; Ohrenbeichte und Messe sind aber abgeschafft, die Mönche haben die Freiheit, auszutreten und zu heiraten. Die Klöster sollen Stätten christlichen Lebens sein, in denen man die Bibel liest, Predigten hört, Studien treibt, Stätten der Einkehr, aber ohne jeden Zwang. Das mag uns als sehr modernes Modell erscheinen, tatsächlich war es um 1535 höchstens eine Notlösung, kein Konzept, das auf lange Zeit Entwicklungsmöglichkeiten eröffnet hätte. Es ist ein großes Theater:

man spielt dem Kaiser etwas vor, was so gar nicht war. ULRICH war zum Handeln gezwungen und hatte keine Zeit (oder auch keine Kraft?), eine wirkliche Lösung reifen zu lassen.

CHRISTOPH dagegen, ab 1550 Herzog, fand auch hier einen Weg. Systematisch, Schritt um Schritt, baute er ja, zusammen mit JOHANNES BRENZ, sein evangelisches Württemberg; in wohldurchdachten Formen wird alles in diesen Bau eingefügt. In der Großen Kirchenordnung vom Jahr 1559 hat er sein Konzept entwickelt: seine Untertanen zuerst und vor allem zu versorgen in geistlichen Dingen, ihnen dann in weltlicher Regierung zu einem anständigen, geordneten christlichen Leben zu verhelfen. Und die Methode scheint ebenfalls beachtlich, in der *Confessio Virtembergica* ist sie dargestellt: die Kirchenväter werden dort reichlich zitiert, nicht in reformatorischem Übereifer eliminiert, wohl aber interpretiert: sie werden nach ihren Grundanschauungen befragt und, siehe da, sie können beibehalten werden als tragfähiger Grund für ein Neues.

Dasselbe Verfahren bemerken wir in der Klosterordnung vom Jahr 1556: unsere Vorfahren haben die Klöster gestiftet, also müssen wir sie erhalten. Diese Stiftungen jedoch erfolgten um theologischer Studien willen, also müssen wir in den Klöstern Schulen einrichten: damit erfüllen wir den ursprünglichen, den eigentlichen Willen der Stifter. Der Vorteil liegt auf der Hand: überall, im Predigtamt der neuen Kirche, in der Verwaltung, bei den Hausvätern braucht man gebildete Leute.

Den Klosterschulen wird damit eine wichtige Aufgabe zugewiesen, sie erhalten eine positive, entwicklungsfähige Funktion. Das Fremde, das katholische Kloster, ist jetzt eingefügt in den evangelischen Staat, es ist ein organischer Bestandteil dieses Staates geworden.

Sicherlich: Spannungen und Gegensätze sind bei dieser Lösung in Kauf genommen; aus Spannungen und Gegensätzen aber wird sich lebendiges Leben entwickeln. Damit sind wir bei einem Kapitel, das uns reichlich Stoff gibt zum Meditieren und Philosophieren: wie macht CHRISTOPH, wie macht ein Urschwabe Revolution? Denn mindestens teilweise ist alle Reformation des 16. Jahrhunderts auch Revolution. Wie sieht also das in Württemberg aus, was man sonst in der Weltgeschichte Renaissance nennt? Das Leitwort «Zurück zu den Quellen» kennen wir ja.

Man läßt das gute Alte bestehen – *ad fontes!* –, und man legt gleichzeitig den Grund für ein Neues, und trotzdem bleibt es dabei: *No nix Nuis!* Altes und Neues ist kein Gegensatz mehr, es ist zu einer untrennbaren Einheit verschmolzen.

Ist das jetzt ein Vorgriff auf die weltenordnende und weltenbestimmende Philosophie eines HEGEL oder ist das ganz schlicht schwäbisches «Sich-durch-Wurschteln»?

Reformationszeit

Wie es in Denkendorf aussah, als die Klosterschule entstand, das läßt sich unter dem Stichwort «Gewurstel» ganz treffend zusammenfassen. Altes und

Neues gehen ineinander über und verwickeln sich. Wer versucht, beides durch ein Reformationsdatum sauber zu trennen, merkt, wie bestimmend oft das Alte weiterwirkt, und daß umgekehrt Neues schon lange vorher begonnen hatte.

Als im Juni 1535 die herzogliche Delegation mit AMBROSIIUS BLARER hier im Kapitelsaal von Propst FEHLEISEN empfangen wurde, stand sie einem Mann gegenüber, der dem Hause Württemberg eng verbunden war. Mit 1400 Gulden aus dem Klostergut hatte er dazu beigetragen, daß ULRICH sein Land zurückerobern konnte. Jetzt sollte das Klostergut eingezogen werden. FEHLEISEN selbst und seine Mitbrüder konnten zum neuen Glauben übertreten: dann wurden sie ohne weiteres als evangelische Pfarrer angestellt, oder sie blieben einfach auf den Pfarrstellen, die sie schon bisher im Auftrag des Klosters versehen hatten. Etwa 10 der 20 Mitglieder des Denkendorfer Konvents entschlossen sich für diese Lösung. Die anderen konnten Denkendorf mit einer Rente verlassen, sie durften aber auch bis zu ihrem Tode im Kloster bleiben, wenn sie das wünschten. Zwar wurden keine neuen Konventualen aufgenommen, die Meßfeier war abgeschafft und dafür ein evangelischer Prediger angestellt, der klösterliche Tageslauf aber, mit seinem strengen Wechsel zwischen gemeinsamer Andacht und Arbeit blieb erhalten.

FEHLEISEN selbst entschied sich fürs Dableiben, wollte aber seinen Glauben nicht wechseln. Da er, wie ein Chronist sagt, *ein guter und treuherziger Mann* war, hinderte dies den Herzog nicht daran, ihn zu seinem Rat zu ernennen und ihn mit der Verwaltung der Klostergüter zu beauftragen, eine Arbeit, der sicher auch schon vorher der Großteil von FEHLEISENS Kraft gegolten hatte. Wenige Jahre später, zur Zeit des *Interims*, versuchte die kaiserliche Regierung, die alte Lehre wieder einzuführen und das Kirchengut aus dem Herzogtum zu lösen. Der Herzog aber konnte in FEHLEISEN einen Propst präsentieren, der nie übergetreten war und doch zu Württemberg hielt.

Immerhin sind während des *Interims* mindestens zwei neue Konventualen in Denkendorf eingetreten: CHRISTOPH HÖL und LEONHARD ALBER. Zusammen mit BARTOLOMÄUS KÄS, der noch zum alten Konvent gehört hatte, bilden sie so etwas wie die Keimzelle der Klosterschule.

Ob es stimmt, daß FEHLEISEN dem jungen Herzog CHRISTOPH geraten habe, die Klöster Württembergs in Schulen (zur Ausbildung evangelischer Geistlicher) zu verwandeln, läßt sich wohl kaum mehr klären; sicher ist, daß BARTOLOMÄUS KÄS, der dem alternden Propst als Koadjutor beigegeben wird, sich



bei seiner Amtseinführung 1553 verpflichtete: *Die Jungen des Konvents mit christlicher reiner Schrift und Lehre und der herzoglichen Konfession nicht ungemäß zu erziehen und die geschicktesten und fleißigsten auf Kosten der Propstei zum Theologiestudium nach Tübingen zu schicken.* HÖL und ALBER haben sich tatsächlich schon 1556 in Tübingen eingeschrieben. In diesem Jahr hat Herzog CHRISTOPH im Rittersaal des Stuttgarter Schlosses die offizielle Einführung der Klosterschulen für das ganze Land erst feierlich verkündet. KAS wurde der erste evangelische Propst in Denkendorf.

Am *Tageslauf* brauchte er auch nach der neuen Ordnung nicht allzuviel zu ändern: Die Schüler trugen weiterhin Kutten, sie versammelten sich mehrmals täglich im alten Chorgestühl der Kirche zum lateinischen Psalmgebet, schweigend hörten sie beim Mittagessen eine Lektion aus der Bibel und mußten den Propst um Erlaubnis fragen, wenn sie das Kloster zu genau festgelegten Zeiten verlassen wollten. Mit wenigen Abwandlungen war diese Klosterordnung auch im 18. Jahrhundert zur Zeit BENGELS noch gültig.

Die Klosterschulen und die württembergische Ehrbarkeit

Mit diesem Bericht haben wir wohl noch mehr Material erhalten für unser Philosophieren. Wir haben bemerkt, wie sehr es auf den Ton ankommt. Und wir wagen ein erstes Ergebnis unseres Nachdenkens in ein vorsichtig, homöopathisch formuliertes Bekenntnis zu bringen: *Similia similibus tractentur.* – Wir haben nicht gesagt, schwäbische Geschichte könne nur durch Schwaben interpretiert werden!

Die Klosterschulen bilden Männer aus, die geeignet und willens sind, ein gebildetes Leben als ehrbare Christen zu führen, ein Vorbild zu sein für die Untertanen dieses Herzogs, Männer also, wie sie CHRISTOPH, der Priesterkönig, brauchte für seine politischen Ziele, dafür, daß aus seinem Württemberg ein mustergültiges evangelisches Land werde, so etwas wie eine Vorstufe zu dem, was im Kommen ist, eine Vorstufe zum Reich Gottes. Die Klosterschulen sind damit eine der Grundlagen des württembergischen Staatsdenkens. Und sie sind Garantie auch, daß das geistliche «Gschmäcke», das der Schöpfung CHRISTOPHS für moderne Gemüter anhaften mag, erhalten bleibt.

Die Klosterschulen und die aus ihnen hervorgehenden Männer stehen für das, was in der Großen Kirchenord-

nung, im Landtagsabschied von 1565, im Testament von Herzog CHRISTOPH und Herzog LUDWIG gewünscht wird. Gleichzeitig ist aber dort dem Stand der Prälaten Schutz und Schirm zugesichert, er bleibt erhalten. Damit ist die Grundlage gelegt für die Rolle der in Alt-Württemberg so berühmten staatstragenden Familien, der Ehrbarkeit. Die Klosterschulen geben die Möglichkeit, die Söhne dort und im Stift ohne große Kosten ausbilden und sie einst als Pfarrer in die gewichtigen Positionen nachrücken zu lassen. Die Abtsstellen geben die Möglichkeit, als Prälat eines Klosters die Schicksale des Landes im Landtag mit zu gestalten und zu entscheiden. Die Klosterschulen garantieren die so oft zitierte Einheitlichkeit des württembergischen Pfarrerstandes, die Abtsstellen Einfluß und Macht für deren Inhaber und für deren Familien.

Die Ehrbarkeit ist damit in den neuen Staat integriert, sie identifiziert sich selber mit diesem Staat.

HANS-MARTIN DECKER-HAUFF hat gezeigt, wie die durch die Reformation ins Land gekommene Ehrbarkeit hier ihre Stellung ausbaut und die wichtigen Stellen unter sich verteilt: etwa 60 Familien in 20 Städten bestimmen das, was Alt-Württemberg geworden ist oder werden sollte. Und die Prälaten erscheinen manchmal fast wie ein Lehen innerhalb einer Großfamilie.

Wir fragen, was steckt dahinter? Handfeste, massive Familienpolitik? Das ist wohl nicht abzuleugnen. Aber wir sind jetzt im spezifisch schwäbischen Denken schon so fortgeschritten, daß es uns klar ist: die Lösung dieser Frage kann so einfach nicht sein, wenn sie hierzulande stimmen soll. Steckt dahinter nicht auch eine Verantwortung für den Staat, dem CHRISTOPH seine als optimal empfundene Form und sein Ziel gegeben hat, was es jetzt zu bewahren gilt, gerade wenn in einer anderen Zeit andere Herzöge Württemberg anders gestalten wollen. Man weiß es ja, daß um des Landes willen es schon einmal geboten war, einen Fürsten abzusetzen; man wird die Tradition dieses Staates verteidigen gegen die Allüren eines katholischen Herzogs, und der Himmel wird helfen: dieser Herzog wird von einem Tag auf den anderen nicht mehr sein. Ist das alles nicht Auftrag und Bestätigung des Auftrags, den man als Familie hat?

Politische Verantwortung oder schwäbische Vetterleswirtschaft, das ist die Frage. – Nun, wir haben es schon bemerkt, daß hier zu flott deklamiert wurde: ein klassisches Zitat paßt nicht so ohne weiteres in unsere Verhältnisse. Es ist natürlich gar keine Frage, es muß heißen: Verantwortung und Vetterleswirtschaft.

Der Herr Prälat

Aus Denkendorf wollen wir einen Prälaten vorstellen. Die Rechtsstellung und das Gewicht FEHL-

Der Turm ist der älteste Teil der Denkendorfer Klosteranlage. Er gehörte ursprünglich zu einer frühromanischen Dorfkirche (um 1050), deren Schiff abgerissen wurde, als die heutige Klosterkirche zwischen 1200 und 1250 entstand. Ein Brand während des Dreißigjährigen Krieges zerstörte das Dach des Turmes. Seine Wiederherstellung soll eines der letzten Werke HEINRICH SCHICKHARDTS gewesen sein. Der frühromanische Teil des Turmes reicht heute bis unter die Uhr.



Mehrere Chorstühle der Denkendorfer «Brüder vom Heiligen Grab» sind noch erhalten. Sie stehen an der Nordwand des Chores, im nördlichen Seitenschiff und in der Vorhalle. Die beiden geschnitzten Seitenteile im Bild zeigen den heiligen Petrus mit Schlüssel und einen Bischof. Entstanden sind die Chorstühle vermutlich alle im Auftrag des Propstes JOHANNES UNGER im Jahre 1511.

EISENS hatte er zwar nicht mehr; dennoch stand er als zugleich weltlicher und geistlicher Herr in seinem Amtsbereich an der Spitze einer vielfach gegliederten geistlich-weltlichen Hierarchie. Besonders anschaulich zeigt dies eine Liste aus dem Denkendorfer Gemeindearchiv vom Jahr 1781/1782:

Consignation dererjenigen Herren und Persohnen sowohl im Kloster, als Flecken, die statt des vormaligen sonntäglichen Opfers oder Klingen-Beutels etwas freiwilliges zum allhiesigen Heiligen quartaliter (jedoch ohne Praejudiz und Consequenz) beizutragen offerriert haben.

Selbstverständlich beginnt die Liste im Kloster und hier mit Seine Hochwürden, Herr Propst Erbe, als Nächster folgen der Klosterverwalter, «S[alvo] T[itulo]» Herr Oberamtmann Zeller, die beiden Praeceptoren, «S[alvo] T[itulo]» Herr Professor Dreher und «S[alvo] T[itulo]» Herr Professor Hesler, sowie das Herzoglich Collegium Alumnorum. Ein «Herr» ist im Kloster auch der Speisemeister, nach ihm kommen die «HE[rren]» Klosterküfer und Famulus. Nur der

Klosterschuhmacher und der Amtsknecht bleiben ohne Titel.

Im Flecken beginnt die Hierarchie mit Herr Pfarrer Holland und Herr Klosteramtsschreiber Leypoldt. Auch der Förster ist ein «Herr», Schulmeister und Schultheiß dagegen «HE[rr]». Alle übrigen Bewohner des «Fleckens», einschließlich der Gerichtsverwandten und der Rathsverwandten, zu denen auch der Heiligenpfleger gehört, sind offenbar nur Personen.

Auch bei den Zahlungen steht der Prälat mit 6 Gulden im Jahr an der Spitze, gefolgt vom Oberamtmann und den Professoren mit je 3 Gulden. Drei Gulden zahlt im Flecken nur der Pfarrer, der Amtschreiber zahlt 2, und der Förster einen Gulden. Schon beim Schultheiß sind es nur noch 48 Kreuzer (60 Kreuzer gegen einen Gulden). Damit gibt er mehr als alle anderen Bürger, deren Beiträge bis zu 2 Kreuzern im Jahr heruntergehen. Einer zahlt (*ob paupertatem*, wegen Armut) nichts. Beachtlich hoch sind die Zahlungen der niederen Klosterangestell-

ten. Noch der Amtsknecht gibt mit 12 Kreuzern mehr als die meisten Dorfbewohner.

Dieselbe Hierarchie fand ich, als ich die Nachlässe der in Denkendorf verstorbenen *Herren und Personen* verglich. Prälat DROMMER hinterläßt 1740 ein Gesamtvermögen von 9752 Gulden, Klosterbarbier FRÖSCHLE immerhin noch 905 Gulden und THOMAS MAUTZ *Burger allhier* 646 Gulden, wovon allerdings nur ein einziger Gulden Bargeld war.

Während FRÖSCHLES Vermögen zum Großteil aus Äckern und Wiesen in Denkendorf besteht, hat der Prälat fast die Hälfte gegen Zinsen an Privatpersonen ausgeliehen, oder, mit 2005 Gulden, bei der *Handlungscompagnie zu Calw* angelegt. Da der Nachlaß DROMMERS bis hin zum alten Strohsack für die Magd wirklich alles aufzeichnet, was der Herr Prälat an irdischer Habe besaß, gibt er anschaulichen Einblick in seine Verhältnisse. So findet sich etwa ein großer Posten *Kleinodien und Silbergeschmeid*. Er beginnt mit einem *gulden Creutz mit 13 Diamant und 11 Rubin* und schließt bei einem *Paar Hemdknöpfe*.

Auch die hinterlassenen *Mannskleider* lassen auf den Stand des Herrn schließen. Ein *damasten gefütterter Kamisohl*, einen *Rock mit grünsamtem Kragen* oder eine *schwarzsamten und silbern gestickte Kapp* war nach der gültigen Kleiderordnung nur wenigen zu tragen erlaubt. Auch *zwei neue und eine alte Perücken* finden sich in der Erbschaft. Sie werden von Sohn und Schwiegersohn übernommen.



DROMMER hätte sein Vermögen wohl kaum erwerben können, wenn er, in der Nachfolge der Kloster-äbte, nur einer der 14 Prälaten gewesen wäre. Zu der Denkendorfer Stelle gehörte außer der Leitung der Klosterschule aber noch die Generalsuperintendenzen Denkendorf, die die Superintendentenzen Göppingen, Kirchheim, Nürtingen, Neuffen, Heidenheim, Urach, Pfullingen und Blaubeuren einschloß. Wie viele der Denkendorfer Prälaten, wurde DROMMER auch zum Konsistorialrat ernannt und war außerdem Oberhofprediger und Beichtvater des Herzogs EBERHARD LUDWIG bis zu dessen Tod 1734.

Was er war, was er galt, und was er wert war, der Herr Prälat, haben wir gesehen. Der Weg zu alledem führte fast immer über eine Klosterschule.

Die Klosterschulen als Garant des württembergischen Staates

Was ins Leben getreten ist, ist den Veränderungen dieses Lebens unterworfen: Neues wird älter, ein Anderes will werden.

So setzen schon bald nach dem Tod von Herzog CHRISTOPH Bestrebungen ein, die Klosterschulen zu reformieren. Der Sohn, Herzog LUDWIG, bildet eine Kommission, die aus den ursprünglich neun niederen und vier höheren Klosterschulen zehn machen sollte.

War dies wirklich nur eine zahlenmäßige Reduktion, oder war das Prinzip in Frage gestellt? Die Landschaft war auf alle Fälle dagegen; im Kleinen Ausschuß des Landtags wendet sich Prälat BIDEMBACH von Bebenhausen und Prälat SCHROPP von Maulbronn gegen die Pläne des Herzogs; im Großen Ausschuß erhalten sie Schützenhilfe von zwei weiteren Prälaten: der württembergische Herzogsbrief von 1495, der Tübinger Vertrag von 1514, Herzog CHRISTOPH wird beschworen, damit alles so bleibe, wie es war. Prälat WEISS von Herrenalb wagt sich mit einer Denkschrift besonders weit vor, er wird abgesetzt, der erste Märtyrer ist geschaffen. Im Jahr 1584 wird eine Protestschrift mit 82 Folioseiten zusammengestellt, 1585 erstattet Prälat BIDEMBACH ein Gutachten auf 66 Folioseiten mit 32 Seiten Beilagen; welche Gelehrsamkeit, welcher Schatz an profundem historischem Wissen wird aufgeboten, die Klosterschulen zu retten! Das Vaterland war in Gefahr. Als Lösung kam schließlich doch die Reduktion auf 10 und später sogar auf 4 Schulen heraus, es blieben aber alle 185 Plätze für Klosterschüler erhalten, und – es blieben alle Abtsstellen erhalten, auch die bei den aufgehobenen Klosterschulen.

Die weiteren Änderungen können wir im einzelnen nicht verfolgen. Aber noch in den Jahren 1814/1816, als man im Königreich Württemberg um das gute alte Recht kämpfte, vertritt sich der Landtag für die Erhaltung der Klosterschulen. Die Verfassung des Jahres 1819 bestätigt es: das Land hat die 4 Theologischen Seminare zu unterhalten.



Das Wohl des Vaterlands wird, so sehen wir, bis ins 19. Jahrhundert an dem gemessen, was Herzog CHRISTOPH konzipiert hat, und dazu gehören die Klosterschulen. Aus der Notlösung eines evangelischen Klosters unter Herzog ULRICH war ein staatstragendes Element geworden, ein Hilfsmittel gegen einen Abfall in Modernismus und Absolutismus, gegen einen Abfall von der ursprünglichen Bestimmung Württembergs, Vorstufe zu sein zum Reich Gottes.

Wir kennen die Inschrift am Tübinger Stift: *Clastrum hoc cum patria statque caditque sua*. Gemeint ist ja, dieses Kloster stehe und falle mit seinem Vaterland.

Irgendwie lockt es uns, diesen Satz umzukehren und zu behaupten, das Vaterland sei es, das mit seinen Klosterschulen stehe und falle. Das Verruchte eines solchen Unternehmens wird zwar sofort hörbar, der Rhythmus, die gebührende Form geht nämlich am Anfang verloren; aber weil am Schluß doch alles wieder zurückfindet in seine gewiesene Bahn, sei es gewagt: *Patria haec sum claustris statque caditque suis*.

Kloster und Hof

Vaterland und Kloster, Kloster und Vaterland. Das kann in einer bestimmten Perspektive auch heißen: Kloster und Hof. Gegensätzlichere Welten aber, als den Hof in Ludwigsburg und die Klosterschule in Denkendorf lassen sich kaum vorstellen.

Hier Chorgebete, dort Opern. Hier Kutten, dort Mätressen. Strenge Klausur in Denkendorf, Reiten und Tanzen in Ludwigsburg. Bis in die Umgangssprache hinein reicht der Unterschied: Im Kloster ist Latein Pflicht, bei Hofe gilt Französisch als vornehm. Wer aber meint, beide Welten seien in sich geschlossen, es könne außer der Opposition der Prälaten und allenfalls herzoglichen Statuten und Steuererlassen keine Beziehung zwischen ihnen geben, der täuscht sich.

Fast jedermann im Kloster hat seine persönliche Verbindung zum Hof, hat ein «Vetterle» dort sit-

zen, oder kommt sogar selbst von dort. Das geht vom Famulus, der seine Laufbahn als Lakai begann, über den Musiklehrer RUMPUS, der früher Hofmusiker war, zum Präzeptor JOHANN ALBRECHT BENGEL, dessen Schwiegersohn Leibmedicus Herzog KARL EUGENS ist, oder zum Prälaten WEISSENSEE, dem Nachfolger DROMMERS, dessen Bruder als Hofkammerrat bei der GRAEVENITZ Karriere mach-

Vorhalle mit Blick auf die Nordwestecke (1200–1250). Schwere Pfeiler mit Halbsäulenvorlagen tragen in der Mitte ein Kreuzrippengewölbe, an der Seite einfache Kappengewölbe. Kapitelle und Kämpfer sind reich verziert. Die Ornamente erinnern zum Teil an Faurndau oder an Maulbronn. An den Wänden der Vorhalle stehen Grabdenkmäler Denkendorfer Propste und Prälaten. Im Bild ist das Grabmal des Propstes MARTIN ALTWEG (1516–1521) zu sehen. Er war herzoglicher Rat und Kapellmeister bis zur Vertreibung HERZOG ULRICHS 1519.



te, und der darüber selber einige Male in Hofintrigen verwickelt wird. Auch die Schüler selber schnuppern so gelegentlich Ludwigsburger Luft. Die *Jagdleidenschaft* der württembergischen Herzöge brachte die Hofgesellschaft ganz leibhaftig in die Nähe der Klosterschule. Das ganze Jahr über hatte das Kloster zwei herzogliche Jäger zu verhalten. Sie waren für die Jagdhunde verantwortlich, welche in einer sogenannten *Hundelege* hier untergebracht waren. Wurde eine Hofjagd veranstaltet, so wohnte zwar der Herzog und seine engere Begleitung in Kirchheim, ein Teil der Gesellschaft aber war Gast des Klosters. Die Denkendorfer Bauern arbeiteten als Treiber und mußten mit ihren Wagen und Pferden zur Verfügung stehen.

Bei einer solchen Jagd besuchte auch Herzog KARL EUGEN persönlich das Kloster. Wie es dabei zugegangen ist, hat Propst SCHMIDLIN aufgeschrieben: *Nachricht von seiner herzoglichen Durchlaucht, unseres gnädigsten Landesherrn und Vatters, aller höchster Gegenwart in unserm Closter am 26. Oktober 1771.*

Serenissimus kamen den 26. Oktober von der benachbarten Jagd, mit einer kleinen Begleitung, mittags um 12 Uhr zu Pferd an, stiegen vor der Oberamtei ab, vor welcher, weil alldarin Coffee und Confituren bewirtet waren, ich, der Propst, beede Herren Professores, Herr Pastor Loci, und das gesamte Collegium Alumnorum, sich gestellt hatten. Nachdem Serenissimus beim Absteigen vom Pferd mich gnädigst begrüßt und gemeldet hatten, daß sie das Closter sehen wollten: so hielt ich eine kurze Anrede, und führte höchstdieselbe in die Kirche, von da auf das Dormitorium, allwo wir die Cubicula, Musea, Hiberna, und beeder Herren Professorum Stuben besahen, und jeden Herrn Professorem auf seiner Stube besonders sprachen. Von da in den Speisesaal, allwo ich untertänigst fragte, ob Serenissimus die Gnade und Geduld haben wollten, ein paar Alumnos perorieren zu hören? und als Serenissimus solches huldreich bejahten, gingen Sie in das Collegium [den Kapitelsaal], wo die Alumni versammelt waren, hörten beede Reden, stehend, ohne einen Sessel anzunehmen und unverwandt mit der größten Gnade an, und bezeugten in verschiedenen Ausdrücken Ihre höchste Zufriedenheit. Wobei zugleich das Gedruckte und in Atlas mit goldenen Borten eingebundene Carmen praesentiert wurde.

Als Sie hierauf jedem Alumnus besonders um seinen Namen und Eltern gefragt, denen Alumnus gnädige und heilsame Lektionen gegeben, und uns Vorgesetzte Ihrer Gnade huldreichst versichert hatte; so reisten sie nach 1 Uhr wieder zu Pferd auf den Jagdplatz.

Wenn man hätte vermuten können, daß Serenissimus von dem bereiteten Coffee und Confituren nicht genießen, und gar nicht in die Oberamtei einkehren würden, so hätten wir uns vor der Propstei aufgestellt.

Die Klosterschulen und die Lehrer

Die gute alte Zeit: hier in diesem Bericht ist sie da. Und doch: steckt nicht für uns ein Quentlein zuviel an devotem Respekt vor Serenissimus darin?

Eine Schule muß im Lauf der Zeit Entwicklungen durchmachen, wenn sie lebendig bleiben will. Veränderungen bei den Klosterschulen durchzuführen, mußte aber schwierig werden, weil deren Existenz so sehr mit dem Verfassungsleben des Landes verstrickt war.

Vom Ursprung der Klöster her war die Hausordnung eng und streng, der Stundenplan einseitig. Ein Ausgleich ergab sich zunächst einfach durch die Menschen, die in den Klosterschulen wirkten: die verständnisvolle Milde von manchem Prälaten gewährte den Schülern auch dann ein «Auslaufen», wenn es eigentlich verboten war; die wissenschaftliche Qualität von manchem Lehrer gab den Schülern mehr, als nach der Ordnung zu erwarten gewesen wäre. Zeit für eigene Studien hatten beide, Lehrer und Schüler.

Sehen wir uns BENDEL an. Wir können uns nicht vorstellen, daß nicht ein Funke seiner subtilen Persönlichkeit, seiner Beschäftigung mit der Geheimen Offenbarung auf seine Schüler überggesprungen wäre, daß er in seinem Unterricht nie hätte etwas spüren lassen von dem, was ihn bewegte und was er zu schauen glaubte. Die Anhänglichkeit der Schüler an BENDEL ist bezeugt.

Und Prälat WEISSENSEE: als Propst von Denkendorf gab er Unterricht, was er gar nicht nötig gehabt hätte –, und wie vielfältig war dieser Mann! Mit AUGUST HERMANN FRANKKE verband ihn die Neigung zum Pietismus, die Ziele der CANSTEINischen Bibelanstalt, die Verbreitung der Bibel im Volk hat er unterstützt, Bibellektüre war ihm ein Anliegen, für die Heidenmission hatte er ein offenes Herz. Mystik und Versenkung im Gebet ließen ihn in die Geheimnisse Gottes eindringen, mit BENDEL war er freundschaftlich verbunden. Am Hofe stand er bei Herzog EBERHARD LUDWIG in Gunst, in der Regierung in Stuttgart saßen seine Verwandten und seine Bekannten; er versuchte im Konflikt zwischen KARL ALEXANDER und dem Landtag zu vermitteln, er war hineingezogen in die Geschichte um den Juden SÜSS. Und er mußte die bittere Enttäuschung hinnehmen, daß er sich wegen seiner politischen Wirksamkeit und vielleicht auch wegen seiner diplomatischen Fähigkeiten bei seinen Standesgenossen im Landtag unbeliebt machte, daß er mit den Versetzungen nach Hirsau und Denkendorf kaltgestellt, daß er nicht mehr in die Landtagsausschüsse gewählt wurde.

Sein Interesse geht aber weit über den kirchlichen, theologischen oder politischen Umkreis hinaus: er war Poet und glänzender Redner, als Geologe interessierte er sich für den Aufbau der Schwäbischen Alb, als Geometer zeichnete er Landkarten. Mit der Verbindung von Theologie und Naturwissenschaft war OETINGER sein getreuer Schüler: der Magus des Südens schaute das Ineinander von Makrokosmos und Mikrokosmos, die Einheit von Oben und Unten im Bild, im Emblem.

Mochte BENDEL mehr in die Tiefe führen, so WEISSENSEE sicherlich auch in die Weite.

Ein Schulheft

Was in einer Schule gelernt wird, was verlangt und auch was nicht verlangt wird, das läßt sich ein Stück weit auch an den Heften der Schüler ablesen.

Ein solches Kloster-Schulheft sei vorgestellt: ein Exercitienheft von ERNST BENDEL, dem Sohn JOHANN ALBRECHTS, der, knapp 18jährig, im Jahr 1753 die höhere Klosterschule in Bebenhausen besuchte. Das Heft enthält vier sogenannte *Hebdomadararbeiten*, d. h. Wochenarbeiten. Jeden Freitagvormittag erhalten die Schüler ein Thema in einem kurzen Text. Am 16. Mai etwa hieß der erste Satz: *Es ist eine gewisse Wahrheit, daß alle Menschen sterben müssen*. Und der letzte lautete: *Der Christ hat vom Tod keinen Schaden, sondern unendlichen Nutzen*.

Daraus muß nun der Schüler eine lateinische Rede machen, und zwar soll er das Thema durch Beispiele aus der Wirklichkeit erweitern und ausschmücken (*dilatare* und *exornare*). ERNST BENDEL bringt seine «Versio Latina» auf 9 Seiten. Daß er auch versteht, dasselbe knapp auszudrücken, zeigt er mit einigen lateinischen Distichen, dem «Versus» und beschließt die Arbeit mit einer kurzen griechischen, einmal auch zusätzlich noch mit einer hebräischen Fassung des Themas.

Am Montagvormittag muß er die Arbeit abgeben, bekommt sie korrigiert zurück und macht nun, wieder zum selben Thema *alle Menschen müssen sterben* eine «Conversio», d. h. er verwandelt das Ganze in eine andere literarische Gattung: War es vorher eine Rede voll von weithergeholten Beispielen, Ausrufen und rhetorischen Fragen: *Der Tod ist der Sünde Sold! Willst Du leugnen, daß du ein Sünder bist? Erstarre Sterblicher!* usw., so wird jetzt argumentiert, bewiesen und erläutert. Dabei sollen vor allem die klassischen *rhetorischen Formen* bewußt geübt werden und so gibt BENDEL auch am Rande seiner noch einmal neunseitigen Abhandlung an, wann er eine Definition bringt, eine Unterscheidung macht, eine Ursache angibt, einen Beweis führt oder vom Gegenteil her argumentiert. Am Schluß versäumt er, eine «diversio», eine Unterteilung, als solche zu kennzeichnen. Das wird vom Lehrer prompt verbessert.

So anspruchsvoll das Latein und die rhetorischen Kenntnisse sind, so wenig zeitgemäß – für die Mitte des 18. Jahrhunderts – erscheinen die Arbeiten selbst. Wer etwa in der Rede *Innerlichkeit und Erlebniskraft* des jungen Pietisten sucht, kommt so wenig auf seine Kosten, wie derjenige, der in der Abhandlung *Klarheit, Leichtigkeit und Einfachheit* finden will. Maßstäbe, nach denen schon seit Anfang des Jahr-



Dieses Altarbild hängt heute an der Nordwand des Chores. Es ist eine Stiftung des Propstes JOHANNES UNGER (1508–1516) aus dem Jahre 1515. Der Künstler ist unbekannt. Der Stifter ist auf der mittleren Tafel in der linken unteren Ecke zu sehen. Die Zeichen seiner Würde, Abtsstab und Abtsmütze, liegen vor ihm. UNGER war ein Freund JOHANNES REUCHLINS und war vor seiner Zeit in Denkendorf der erste Lehrer von dessen Großneffen, PHILIPP MELANCHTHON, gewesen. – Das Altarbild ist beschädigt und sollte restauriert werden. Besonders deutlich wird im Bild der Riß im Holz sichtbar, der von oben nach unten durch die Kreuzigungsgruppe läuft.

hundreds die moderne deutsche Literatur gemessen wird.

Empfindungen, Affekte erscheinen durchaus in den Aufgaben. Am 15. Juni heißt das Thema: *Condolenz bey einer Mutter, ihres verstorbenen Sohnes halber*. Es beginnt mit dem Satz:

*Es ist leider wahr und nicht zu läugnen
Sie haben einen Sohn verloren,
von guter Hoffnung,
den jüngsten unter seinen Brüdern,
das letzte Merkmal der ehelichen Liebe,
dessen Anblick Ihnen immer den seligen Gatten in das
Gedächtnis gebracht,
der, nach dem Untergang der Sonne Ihres Hauses,
als ein angenehm aufgegangener Stern
in das Dunkel Ihres Witwenstandes geleuchtet
und dieselbige veranlaßt hat,
auf ihn als eine Stütze des Alters sich künftighin zu ver-
lassen.*

Diese Aufgabe wird als ein *specimen leniendi affectum tristitiae* bezeichnet, die nächste ist dann ein *specimen movendi affectum spei*, einmal soll Trauer besänftigt, dann Hoffnung hervorgerufen werden. Beides geschieht dann aber mit so künstlich oder kunstvoll überladenen Pathos, daß der Leser sich eher in die Zeit von GRYPHIUS und GRIMMELSHAUSEN versetzt fühlt, als in die von GOTTSCHED und GELLERT.

Man pflegte in den württembergischen Kloster-

schulen die Tradition eben nicht nur mit Kutten und Chorgebeten. Auch beim offiziellen Lehrplan hielt man zäh an dem fest, was schon vor 100 Jahren gut war.

Die Klosterschulen und die Schüler

Damit sind wir also bei den Schülern angelangt. Wer unter ihnen Interesse hatte am Interesse der Lehrer, der konnte sich gefördert fühlen. Chaldäisch, Syrisch und Arabisch zu lernen, das war in den Klosterschulen durchaus möglich. Auch wenn es offiziell nicht erlaubt war, sich mit der modernen schönggeistigen Literatur des 18. Jahrhunderts zu beschäftigen, Gelegenheit zu privater Lektüre gab es genügend, und die Weisheit von Prälaten und Präzeptoren ließ auch hier wieder zu, was etwas außerhalb der Norm stand, wenn dadurch nur keine allgemeine Unruhe aufkam.

HÖLDERLIN hat sich offenkundig wohlgefühlt im Seminar, er hatte Zeit und Muße zu lesen, seine Träume fortzuspinnen, nur das laute Wesen seiner Kompromotionalen scheint ihn manchmal gestört zu haben. Tauchte ihm hier in Denkendorf schon eine Ahnung davon auf, daß das Vaterland durchwoben ist vom Geist Griechenlands, daß beide in geheimer Weise zusammengehören, eine Einheit sind?

Trotz allem, es bleibt die Frage: wer will schon beim Traum stehen bleiben? Wer will schon seine Jugendzeit mit dem Studium orientalischer Sprachen ausfüllen?

Die Entwicklung der Wissenschaften, das Leben der Welt, die politischen Umwälzungen am Ende des 18.

Jahrhunderts, der Umbruch von einer theologisch-kirchlich bestimmten Weltsicht zu einer säkularen, die dem Fortschritt und der Aufklärung verpflichtet ist, all das mußte auch die Schüler der Klosterschulen erfassen, und für diese auf Neues drängenden Geister mußten die Klostermauern als Gefängnis erscheinen.

WECKHERLIN, der Hitzkopf, der Stürmer und Dränger, spürte vor allem die Barbarei des klösterlichen Systems, die Einseitigkeit des auf philologisch-theologische Bildung bezogenen Lehrplans, den Druck des monotonen Lernens und der Examina. Und REINHARD, der sich später in französischen Diensten auf dem diplomatischen Parkett Europas bewegte, meinte, die Klosterschulen seien dazu angelegt, Duckmäuser und Pedanten aus den jungen Leuten zu machen, statt sie zu Männern von Welt zu erziehen.

Wir dürfen diese Vorwürfe nicht mit einer Handbewegung abtun, wir müssen sie ernst nehmen. Mindestens von dem Augenblick an, in dem das ideale Lebensziel nicht mehr allein darin bestand, als Pfarrer einer Gemeinde vorzustehen und später als Prälat altüberlieferte Staatsformen zu pflegen, mußte der Unterrichtsstil der Klosterschulen und das Leben in den Klosterschulen in eine ernste Krise geraten.

Allerdings, ein Letztes wollen wir auch nicht ganz übersehen: Freiheit und Unabhängigkeit kann gerade in eingegengten Verhältnissen wachsen, wenn die Enge durch Tiefe gesprengt und überwunden wird. Das aber scheint Philosophie zu sein, die uns, den Alten, Nachgeborenen, eher liegt, die aber jungen, in die Welt drängenden Kräften nicht ohne weiteres eingeht.

So muß es hier dabei bleiben: *Bewundert viel und viel gescholten...*

Das Carentenbuch

Eine Möglichkeit, gegen strenge Ordnung zu protestieren ist die, sie einfach zu übertreten. Wann und wie das geschehen ist, können wir in Denkendorf aus dem berühmten *Carentenbuch* ablesen. Seine Eintragungen beginnen mit der ersten Denkendorfer Promotion 1713 und enden 1952 mit der 59. Promotion in Schöntal; dorthin mußte 1810 die Denkendorfer Klosterschule umziehen.

Carentenbuch heißt das Werk, weil der Entzug des Tischweins, der zu jeder Mahlzeit gehörte, die übliche Ordnungsstrafe war. *Caruit vino semel, er mußte einmal auf den Wein verzichten*, heißt es, wenn einer etwas zu spät zum Unterricht erscheint. Nun war allerdings der Wein, den die Schüler bekamen, sehr im Unterschied zu dem der Präzeptoren, derartig sauer, daß ihn viele Schüler sowieso nicht tranken, und ganz gewitzte ihn unter der Hand an die Angestellten verkauften. Um der Strafe ihren Sinn zu erhalten, ging man deshalb dazu über, in den Zeugnissen und vor allem bei der sogenannten Location mitzuberücksichtigen, ob Strafen vorlagen. Auch



HOLDERLIN war 1784/86 Schüler in Denkendorf.

bei jeder Visitation mußte das Carentenbuch gezeigt werden.

Eine besonders ungebändigte Promotion bevölkerte vor genau 250 Jahren, 1725, das Kloster und machte den beiden Präzeptoren, ZELLER und BENGEL, das Leben schwer: 25 Burschen, von denen der jüngste gerade 13, der älteste knapp 17 war. Nur ein einziger von ihnen wurde in der ganzen Denkendorfer Klosterzeit nie gestraft. Er hieß auch ENGEL.

Die Mehrzahl der Einträge betrifft Dinge, für die Lausbuben zu allen Zeiten gestraft werden. Sie machen ihre Hausaufgaben nicht, sind frech zum Lehrer, verschlafen eine Stunde oder stören sie durch Gelächter, der 17jährige singt unanständige Lieder und nachts gibt es immer wieder einmal Rabbatz, *tumultus nocturnus*.

Darüber hinaus aber scheinen die vielen Gebete, Chorgesänge, Bibellektionen und Andachten zwischen den Unterrichtsstunden und beim Essen ein besonders kritischer Punkt der Klosterordnung gewesen zu sein. Noch 1786 wird der Schüler HÖLDERLIN gestraft *ob vagationem in templo inter chorum* – weil er während des Chorgebets in der Kirche herumliief. Regelmäßig liest man: einer redet in der Kirche, ein anderer versäumt das Chorgebet oder ist unaufmerksam bei der Andacht nach Tisch. Einer wird gestraft, weil er während des Gottesdienstes Unfug auf der Orgel treibt, und einer sogar dabei ertappt, daß er in der Kirche ein Buch liest.

Im Herbst 1725 hat dann offenbar allgemeine Unruhe und Unzufriedenheit im Kloster um sich gegriffen. Strafen wegen Frechheit und Lügen häufen sich; immer wieder müssen auch die aufsichtführenden Schüler dran glauben, weil sie die Ordnung nicht aufrecht erhalten können. Ganze Gruppen überschreiten die vorgeschriebenen Ausgangszeiten oder steigen nachts aus dem Fenster. Mehrmals gibt es sogar Karzer wegen Trunkenheit, und um das Maß voll zu machen, heißt es am 22. Dezember noch, drei Schüler erhalten Karzer, weil sie etliche Gänse gefangen und abgeschlachtet haben und diese Untat auch noch durch Leugnen verschlimmerten.

Im nächsten Halbjahr ist auf einmal Ruhe. Dieselbe Promotion erhält nur noch halb so viel Strafen und kein einziges Mal Karzer. Im Zeugnisbuch aber ist zu lesen, daß man einen hinausgeworfen hat, und daß zwei andere auf eigene Faust ausgebrochen sind. Es waren ausgerechnet der Primus und der Letzte der Promotion. Sie flohen beide und gingen ins Ausland, nach Mannheim zu den Soldaten. Der Letzte wurde statt Pfarrer Tambourmajor, der Erste aber versuchte nach kurzer Zeit wieder zu desertieren und wurde dafür in Ketten gelegt. Ob er es geschafft hat, wie er vorhatte, auf eigene Kosten zum Studium zu kommen, ist nicht überliefert.

PHILIPP HEINRICH WEISSENSEE hat damals, in einem Brief an BENGEL, gemeint, man sollte für das Klosterleben eine Art Seekarte haben, in die jeder aus eigener Erfahrung eintragen müßte, welche Klippen und Untiefen er angetroffen, und wie er sie umgangen und überwunden, oder auch Schaden genommen habe. So eine Seekarte hat es nie gegeben. Jede Promotion mußte neu die eigenen Erfahrungen machen. Die aber, die ans andere Ufer ge-

kommen sind, haben die württembergische Kirche entscheidend bestimmt.

Von den großen Schwaben, die, ohne Theologen zu sein, über Württemberg hinaus einen Namen haben, hat nur FRIEDRICH HÖLDERLIN in Denkendorf die Schulbank gedrückt. Immerhin waren aber zwei von SCHILLERS Lehrern hier und auch sein Vater – der allerdings nur als Lehrling beim Klosterchirurgen. Weiter wurden UHLANDS Großvater, SCHELLINGS Vater und MÖRIKES Großonkel unter den Schülern gefunden. Einer der Professoren wurde der Schwiegervater von JUSTINUS KERNER und der letzte Prälat war Taufpate MÖRIKES.

Wer weiß, was im alten Württemberg die richtige Familie bedeutete, und wem es Spaß macht, den verschlungenen Wegen schwäbischer «Vetterleswirtschaft» nachzugehen, der findet auch in Denkendorf die Wurzeln dessen, was man *Schwabentum in der Geistesgeschichte* nennen kann.

Württemberg und Denkendorf: Das Geheimnis

Wir haben in Ausschnitten eine lange Entwicklung überblickt: aus Vorläufigem wurden feste, allzufeste Formen, Lob und Schelte standen dicht beieinander. Was sollen wir dazu sagen? Müssen wir stehen bleiben bei dem, daß Liebe und Abneigung je ihr eigenes Bild entstehen lassen, beim Sic et Non, beim Ja und Nein?

Irgendwie möchten wir uns damit nicht zufrieden geben. Wir haben es gesehen: ein Gebäude wurde errichtet, Stein um Stein, gediegen, massiv. Aber: hat es nicht auch seine Durchsichtigkeit? Württemberg und seine Klosterschulen wollen uns wie ein aufgeschlagenes Bilderbuch erscheinen für das, was Geschichte, was der Mensch ist, und für das, was, eigentlich unsagbar, als ein Geheimnis dahinter steht. Ein Geheimnis ist das Heilige Grab, das in der Krypta der Denkendorfer Kirche Ziel religiöser Verehrung war; ein Geheimnis ist es, an das BENGEL zu rühren wagt. Sollten wir in BENGELS Denkendorf nicht vorsichtig und sparsam, gleichsam mit Furcht und Zittern andeuten, daß das Auf und Ab, das Liebliche und das Schreckliche eingebettet sind in ein Anderes, das über das Vordergründige hinausführt. Muß in BENGELS Denkendorf nicht das kommende Reich, zwar als ein noch nicht vorhandenes, aber eben als ein kommendes irgendwie anklingen? Dann wären wir, hier in Denkendorf, hinausgekommen über das Württemberg Herzog CHRISTOPHS mit seinen Klosterschulen, wir wären angelangt jenseits aller Geschichte und allem Wechsel am Ziel und in der Mitte der Zeit und der Welt.

Der historische Ort Johann Albrecht Bengels

Heinz Otto Burger

*Denckendorff dencke, wann jemals zu dencken
Anlass und Ursach gewesen seyn mag...
Ursach, dich zärtlich und hertzlich zu kräncken
Über den heute bedencklichen Tag...*

Diese Verse mußten von uns allen im Chor zärtlich und hertzlich gesungen werden, damit wir uns 200, 250 Jahre zurückversetzen, in die Zeit, als ein Knabenchor damit eine *Cantata* begann zum Abschied JOHANN ALBRECHT BENGELS aus Denkendorf.

Es folgten verschiedene *Arien* und *Rezitative*, bis wiederum der Chor das Ganze abschloß mit der Anrufung Gottes:

*Höchster! Dir aber, Dir müssen... gefallen
Alle, die bleiben, und alle, die wallen –
Und ob nun Propst Bengel von hinnen verraist,
So bleibe sein Namen, sein Seegen und Geist.*

Zumindest BENGELS Name blieb mit Denkendorf bis heute verbunden. BENDEL heißt nicht zu Unrecht der *Klosterpräzeptor von Denkendorf*. Hier verbrachte er die entscheidenden Jahre seines Lebens. Insofern ist Kloster Denkendorf der historische Ort JOHANN ALBRECHT BENGELS. Wenn an dem heute bedencklichen Tag der historischen Bedeutung Denkendorfs gedacht wird, muß deshalb – last not least – speziell von BENDEL die Rede sein. Aber ich möchte mein Thema mehr dahin auslegen, daß ich zu versuchen hätte, den historischen Ort des Schwaben BENDEL in der Geistesgeschichte zu bestimmen. (A part gesprochen: *On revient toujours à ses premiers amours*.)

Die Lebenszeit JOHANN ALBRECHT BENGELS, 1687 bis 1752, deckt sich nahezu mit der JOHANN SEBASTIAN BACHS, 1685–1750; BENDEL ist 2 Jahre nach BACH geboren, und ebenso 2 Jahre nach ihm gestorben. Die Zeitmächte, die BENGELS Leben bestimmten, waren die sog. Aufklärung und in höherem Grade noch der sog. Pietismus. Dieser ging aus von den *Collegia pietatis*, privaten Erbauungsstunden, die PHILIPP JAKOB SPENER als Pfarrer in Frankfurt am Main 1670 dort eingerichtet hatte. Nach ihrem Vorbild entstanden bald vielerorts ähnliche Konventikel, Ausdruck einer neuen Frömmigkeitsbewegung, die an der institutionalisierten Kirche und ihrer Theologie kein Genüge fand. Daß dieses Unge-nüge unter Berufung auf die *Collegia pietatis* von SPENER und auf dessen 1675 veröffentlichte *Pia desideria* zur Selbsthilfe griff, bildete das Band zwischen den einzelnen Konventikeln. Im übrigen unterschieden sie sich oft stark voneinander, je nach den

lokalen Verhältnissen und nach den Anschauungen ihrer geistigen Führer, die als «Patriarchen» große Autorität besaßen. Da diese auf Kosten der kirchlichen Obrigkeit ging, gerieten die «Stunden-gänger» häufig, zu Recht oder Unrecht, in den Ruf, sie wollten der Kirche nicht im Sinne SPENERS eine Hilfe geben, sondern sie sprengen, seien also «Separatisten» und müßten mit aller Strenge behandelt werden.

In Württemberg scheint das erste Konventikel 1684 ein Pfarrer JOHANN JAKOB ZIMMERMANN in Bietigheim gegründet zu haben. Prompt wurde er deshalb 1685 aus dem Kirchendienst entlassen. Zu Beginn des neuen Jahrhunderts versammelte sich in Stuttgart im Haus eines Präzeptors am Gymnasium illustre namens WENDELIN SPINDLER regelmäßig ein Kreis von separatistischen Pietisten, dem SPINDLER, wie das auch ZIMMERMANN getan hatte, vor allem das letzte der biblischen Bücher, die *Offenbarung des Johannes*, auslegte. Dabei konnte es der Schulmeister sich wohl nicht ganz verkneifen, gelehrte Begriffe einfließen zu lassen und sie zu erklären: Apokalypse = Offenbarung, Eschatologie = Lehre von den letzten Dingen, Chiliasmus = Glaube an das Tausendjährige Reich, hergeleitet von *chilici* = tausend. Das mag dann auch der etwa 15jährige Junge aufgeschnappt haben, der, aus Winnenden stammend, in Stuttgart das Gymnasium besuchte und bei SPINDLER in Kost und Logis war: JOHANN ALBRECHT BENDEL.

Gleich seinem früh verstorbenen Vater sollte BENDEL Pfarrer werden. Als er im Tübinger Stift sich mit dem griechischen Text des Neuen Testaments beschäftigte, irritierte ihn, daß die maßgebliche Ausgabe eine Menge von Lesarten anführte, ohne irgendeine kritische Unterscheidung zu treffen. Auf wie unsicherem Fundament war die Kirche Christi erbaut worden!

Unter den Professoren der Theologischen Fakultät gewann JOHANN WOLFGANG JÄGER den stärksten Einfluß auf BENDEL. Vierzig Jahre älter als BENDEL, ehemals Prälat von Maulbronn, jetzt Kanzler der Universität, hielt sich JÄGER in seinen Vorlesungen und Kompendien an die sog. Föderaltheologie des JOHANNES COCCEJUS (geb. 1603). Danach verwirklicht Gott seinen Heilsplan, indem er immer aufs neue einen Bund mit den Menschen schließt, bis er zuletzt seinen eigenen Sohn ihnen opfert. Diese Bünde (*foedera*) machen das Wesen der Heilsgeschichte und somit den Sinn der Weltgeschichte

aus. Mit jedem Bund gab Gott eine Verheißung, die letzte und höchste wird sich einst mit der Wiederkunft Christi erfüllen: das *regnum Dei* auf dieser Erde.

Daß BENGEL neben den theologischen auch philosophische und historische Vorlesungen hörte, verstand sich für einen damaligen Stifter von selbst, nicht so, daß BENGEL dazuhin Mathematik trieb. Diese bewunderte er, nach seinem eigenen Ausdruck, als *Kunst der Ordnung*.

1709 rückte BENGEL, der vermutlich das Examen mit Ia bestanden hatte, zum Stiftsrepetenten auf. Zwei Jahre später übertrug man ihm ein Vikariat in der Landeshauptstadt. Residenzstadt war Stuttgart nicht mehr, da Herzog EBERHARD LUDWIG schon begonnen hatte, für sich und seine Mätresse von GRAVENITZ ein Liebesnest in enormen Dimensionen, das Barockschloß Ludwigsburg, zu erbauen. Auch die Kirchenleitung trug sich – auf ihre Art – mit Bauplänen. Von Kloster Hirsau stand seit dem Franzoseneinfall 1693 nur noch eine Ruine. Deshalb sollte das Niedere Evangelisch-Theologische Seminar, das dort untergebracht gewesen war, nach Denkendorf verlegt werden, wo freilich das Kloster auch erst wieder instandgesetzt werden mußte. Als eine der künftigen Lehrkräfte hatte der Landeskirchenrat BENGEL vorgesehen.

Leute wie Herr MEZGER kamen für Denkendorf nicht in Betracht. Solange er im Stift war, gab es mit ihm ständig Scherereien. Durfte er und wollte er überhaupt im württembergischen Kirchendienst bleiben? Im Zusammenhang mit diesem CHRISTOPH ADAM MEZGER hören wir 1712 zum vorläufig letzten Mal von pietistisch-separatistischen Umtrieben im Tübinger Stift.

Zunächst ermöglichte der Landeskirchenrat BENGEL jene Reise durch Deutschland von März bis Oktober 1713, über die BENGEL in dem oben ausgestellten Tagebuch berichtet. Er sollte die namhaftesten Bildungsstätten aufsuchen, um für den Lehrbetrieb in Denkendorf Erfahrungen zu sammeln. Ein volles Vierteljahr blieb er in Glaucha bei Halle, wo AUGUST HERMANN FRANCKE nach und nach eine pädagogische Provinz pietistischer Prägung erstehen ließ. Mit Franckes großem Antipoden, CHRISTIAN THOMASIUS, der seit 1690 die Universität Halle zum Bildungszentrum der deutschen Aufklärung gemacht hatte, scheint BENGEL nicht in Berührung gekommen zu sein, wohl aber mit CHRISTIAN WOLFF, dem künftigen Haupt der deutschen Aufklärung. Dieser dozierte seit 1707 an der Universität Physik und Mathematik, seit 1709 auch Philosophie. Er hatte, wie BENGEL wußte, als Theologe begonnen und sich der Mathematik zugewandt in der Ab-

sicht, für die christlichen Glaubenssätze den mathematischen Beweis zu erbringen. Wenngleich BENGEL die Schriften, in denen WOLFF später seine philosophische *Vernunftlehre* entwickelte, offenbar nie gelesen hat, bestand mit dem acht Jahre älteren Aufklärer eine nähere innere Verwandtschaft als mit dem vierundzwanzig Jahre älteren Pietisten FRANCKE.

Nach Abschluß der Studienreise, deren Höhepunkt das Vierteljahr in Glaucha und Halle gewesen war, trat BENGEL im November 1713 die ihm zugedachte Stelle in Kloster Denkendorf an. Was ihn hier erwartete, wußte er. Künftig beherbergte das Kloster als Internat jeweils nebeneinander zwei Jahrgänge von Seminaristen, insgesamt rund 50 Knaben im Alter zwischen 14 und 16 Jahren. Den Lehrkörper bildeten der Klosterpropst, der zugleich im Kirchensprengel das Amt des Generalsuperintendenten versah, und 2 hauptamtliche Klosterpräzeptoren. In diesem Lebenskreis, in den er mit 26 Jahren eintrat, wirkte nun BENGEL volle 28 Jahre, 1713–1741, fast ein Menschenalter, erst als der Zweite, dann als Erster Klosterpräzeptor. Seine Wohnung hatte er die ganze Zeit gegenüber der Scheune, die noch heute den Großen Klosterhof im Süden abschließt. Das BENGELhaus selbst ist abgerissen und durch Teile des BLARERhauses ersetzt. Von dieser Wohnung aus erreichte BENGEL durch einen Gang, der an einem sog. Museum und einem Dormitorium, d. h. einem Arbeits- und Schlafraum der Seminaristen, entlangführte, sein Amtszimmer im Südflügel des Klosters hoch über der Gartenterrasse.

Bei der Seminaröffnung im November 1713 hielt BENGEL eine Rede über *Das Trachten nach Gottseligkeit, der sicherste Weg zur Bildung*. Gottseligkeit ist ein Lieblingsbegriff der Pietisten. Schon ALBRECHT RITSCHL aber hat in seiner «Geschichte des Pietismus» darauf hingewiesen, daß BENGELS Rede in Denkendorf weit nachdrücklicher als die Hallenser Verlautbarungen für eine wissenschaftliche Ausbildung plädierte. Dem entsprach der von BENGEL aufgestellte Lehrplan. Andererseits erwartete BENGEL, daß jeder Seminarist in seinem Spind neben der Bibel auch SPENERS «Katechismus» und ARNDTS «Wahres Christentum» mit der SPENERSchen Einleitung, den «Pia desideria», stehen habe, damit sie ihm ständig zur Hand seien. Am Wochenende pflegte BENGEL den Unterricht zu schließen mit der Mahnung: *Colligite animas!* Der Feiertag sollte der seelischen Sammlung dienen.

In den 28 Jahren, in denen BENGEL Klosterpräzeptor von Denkendorf war, strahlte von ihm eine heilige Nüchternheit auf Hunderte junger Menschen aus.

Nahezu alle traten später ins Pfarramt; um die Mitte des 18. Jahrhunderts hatte ein Großteil der Pfarrerschaft Württembergs die beiden ersten Jahre nach der Trennung vom Elternhaus in Denkendorf erlebt. Unzähligen war BENGEL so zur Vaterfigur geworden. Und, was er diesen Pfarrern bedeutete, vermittelten sie ihren weitverzweigten Familien und ihren Gemeinden, so daß BENGEL sehr wohl ein «Schwabenvater» heißen konnte.

Erstaunlicherweise fand er in seinem Lehramt noch Muße zu wissenschaftlicher Arbeit. Kaum hatte er sich in Denkendorf eingerichtet – wozu auch gehörte, daß er sofort auf Brautschau ging und sich verhelichte – so befahlen ihn wieder, sobald er zu Predigt- oder Unterrichtszwecken das griechische Neue Testament heranzuholen, beim Anblick des Lesartenapparats die alten Bedenken. Wie konnte man einen Text richtig verstehen, ohne den authentischen Wortlaut zu kennen?! Zuerst einmal mußte doch, soweit irgend möglich, der Urtext des Neuen Testaments wiederhergestellt werden. Da unter den renommierten Gelehrten offenbar niemand sich darauf einließ, wagte in Gottes Namen der Klosterpräzeptor von Denkendorf den Versuch.

Schon in den Flitterwochen begann er mit der Arbeit. Später heißt es gelegentlich im Tagebuch: *denuo coepit coniux mea graece discere* – aufs neue begann meine Frau, griechisch zu lernen. Die Bengelin wird es bald aufgegeben haben, denn am 5. Juli 1715 lautet die Eintragung im Tagebuch: *Frühmorgens um 5 Uhr am 5. Tag des Monats Quintilis im 5. Jahr nach dem 1. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts ist mein 1. Sohn zur Welt gekommen.* – Die Freude über den Stamhalter läßt sich kaum als BENGELSche Eigentümlichkeit ansprechen, um so mehr die Freude an der Zahlenkonstellation samt der Findigkeit beim Nachhelfen; hier greift BENGEL bis auf den altrömischen Kalender zurück, wo der Juli noch nicht nach JULIUS CAESAR genannt ist, sondern als 5. Monat – *Quintilis* – gezählt wird.

Mehrere andere Editionen – *libri et liberi* – und natürlich der Schulunterricht gaben BENGEL immer wieder Anlaß, die mühselige Arbeit am *Novum Testamentum Graecum* zu unterbrechen. Mühselig und zeitraubend war schon das Beschaffen möglichst vieler Handschriften. Schließlich lagen BENGEL sogar an die 30 bisher unedierte Handschriften vor. Das gesamte Material mußte dann verglichen und kritisch ausgewertet werden. So zog sich die Arbeit über zwanzig Jahre hin; ein Teamwork, bin ich sicher, hätte noch länger gedauert. 1734 konnte die Edition bei COTTA in Tübingen erscheinen. Daß der neue Text mit dem vorangestellten *Apparatus criticus* für die Bibelwissenschaft einen großen Fortschritt

bedeutete, wurde in der Gelehrtenwelt allgemein anerkannt. Lauter freilich war das Echo aus dem Lager der Orthodoxie, das BENGEL einer freventlichen Vermessenheit bezichtigte, weil er die Grundlage von LUTHERS Bibelübersetzung kritisierte und also deren Autorität untergrabe.

Bei der Bibel-Exegese wahrte Denkendorf erst recht seine Freiheit gegenüber Wittenberg. LUTHER hatte von der Exegese einzelner Bibelstellen – besonders Römer 1, 17 – die Lehre *sola gratia* – *sola fide* abgeleitet, die MELANCHTHON auf bestimmte *loci* oder Grundbegriffe brachte, um nun umgekehrt von ihnen her die Bibel zu exegisieren. BENGEL dagegen wollte die Bibelexegese weder auf einzelne Stellen gründen noch auf eine theologische Lehre oder ein kirchliches Bekenntnis. Die Bibel sollte als Ganzheit begriffen werden, die sich aus kleineren Ganzheiten zusammensetzt. Sehr schön verwirklichte BENGEL diesen Grundsatz in der Schrift *Richtige Harmonie der vier Evangelisten* (1736). Nach BENGEL stellen die Evangelien keine Berichte dar, deren Widersprüche der Erklärung bedürfen. Sie gleichen vielmehr Tönen oder Figuren, die harmonisch zusammenstimmen, eine Ganzheit bilden, und so einen Gesamteindruck erwecken, der an die Wahrheit heranführt. *Wenn einer eine Stadt auf der Seite von Morgen und ein anderer von Abend her abmalet, so müssen zwar beide die höchsten Türme und hervorragendsten Gebäude vorstellen, im übrigen aber können und müssen beiderlei Risse sehr weit von einander unterschieden sein, nachdem der eine diese, der andere wiederum andere Teile der Stadt vor Augen legt. Wenn man alle vier Evangelien vereinigt und recht ineinanderfügt, so geben die zusammenfließenden Strahlen ein gewisses Licht von sich, das man vorher nicht wahrgenommen hat. Und wer darin geübte Sinne hat, dem geht immer etwas Mehreres im Herzen auf.* Das ist für mich BENGELScher Pietismus in seiner überzeugendsten und reinsten Form.

Nicht bloß die Evangelien, die gesamte Bibel suchte BENGEL als harmonische Ganzheit zu begreifen. Kein Zweifel, die einzelnen Bücher haben verschiedene, oft durch Jahrhunderte voneinander getrennte Verfasser. Da aber diese prophetisch begabt, *von Gott inspiriert*, waren, fügen sich die Bücher dennoch zur Ganzheit, nämlich zu einem fortlaufenden Geschichtswerk zusammen. Es umfaßt alles Geschehen von der Schöpfung der Welt bis zum Weltende und macht es transparent auf die göttliche Ordnung in der Natur und auf Gottes Heilsplan mit der Menschheit; gleich JÄGER bzw. COCCEJUS spricht BENGEL hier von Gottes *Ökonomie*, seiner Haushaltung.

Was göttlichen Ursprung hat, besitzt nach BENGELS Überzeugung Harmonie oder Symmetrie im Gro-

ßen wie im Kleinen, eine ganzheitliche Ordnung. Sie in der Komposition der Bibel und in deren Natur- und Geschichtsbild zu erfassen, darauf zielt BENGELS Bibelexegese.

Der Wolffianer JAKOB BRUCKER schrieb 1748 im *Bildersaal heutigentags lebender Gelehrter*, die Vernunftlehre und die Mathematik hätten BENDEL den richtigen Weg der Exegese gezeigt. Mit der Vernunftlehre meinte BRUCKER in erster Linie die Lehre CHRISTIAN WOLFFS. Dessen epochemachendes Frühwerk *Vernünfftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt* (1720) erhob den Anspruch, schlechthin alles in einem logischen System unterzubringen. JOHANN CHRISTOPH GOTTSCHED, der spätere Literaturpapst der deutschen Aufklärung, bezeugt, nach dem Studium von WOLFFS *Vernünfftigen Gedanken* habe er auf einmal in der Welt *Ordnung und Wahrheit* – so seine eigenen Worte – zu sehen vermocht. *Sapientis est ordinare* (Aufgabe des Weisen ist es, die Dinge zu ordnen) wurde seitdem GOTTSCHEDS Wahlspruch. Er galt, ausgesprochen oder unausgesprochen, für alle Wolffianer, für die gesamte deutsche Aufklärung und auch – ohne von dieser entscheidend beeinflusst zu sein – für ihren Zeitgenossen BENDEL; gleich den Wolffianern sprach er gerne statt von Ordnung von *System*. Die Wolffianer als Deisten und ebenso BENDEL als gläubiger Christ waren dabei überzeugt, daß nicht etwa der Mensch kraft seiner Vernunft die Ordnung stifte, sondern daß der Mensch die göttliche Ordnung nachbilde. Als Zeitgenosse traf sich BENDEL hier mit der Vernunftlehre der Aufklärung. Seine Lehrmeisterin, wie BRUCKER behauptete, war sie nicht. Eher standen beide unter dem Einfluß von DESCARTES und namentlich LEIBNIZ, mit denen sich BENDEL im Tübinger Stift auseinandergesetzt hatte. BRUCKER nennt als zweite Lehrmeisterin BENGELS die Mathematik. BENDEL bewunderte diese als *Kunst der Ordnung*, faßte sie demnach wie DESCARTES als Lehre von *ordo et mensura* auf. Hatte LEIBNIZ den *ordo* der Welt mit der Regelmäßigkeit der Mathematik verglichen, so konnte auch BENDEL sich eine vollkommene Ordnung am besten mathematisch vorstellen, d. h. als zahlenmäßig faßbare Harmonie oder Symmetrie. Zahlenfiguren zu entdecken – mitunter auch erst zustande zu bringen – war infolgedessen keine leere Spielerei für BENDEL. Er sah darin eine Methode, die er selbst bei der Bibelexegese nicht verschmähte. Vor allem in der Zeitrechnung der Bibel mußte sich die Symmetrie, ein *System*, finden lassen.

Seit den Knabenjahren im SPINDLERSchen Internat in Stuttgart galt BENDEL das letzte, geheimnisvoll-

ste der kanonischen Bücher, *Die Offenbarung des Johannes*, als krönender Abschluß der Bibel. Eines Tages, es war in seiner Denkkendorfer Amtsstube, während er die Predigt zum 2. Advent 1724 vorbereitete, geriet BENDEL wieder einmal an das 13. Kapitel der *Offenbarung*, wo Johannes das Tier mit 7 Häuptern aus dem Meer steigen sieht. Das Ende lautet: *Hier ist Weisheit! Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Tieres... und seine Zahl ist 666*. Da kam es, berichtet BENDEL, wie eine Erleuchtung über ihn: die Zahl 666 gibt die Jahre der Herrschaft des Tieres an, mit dem nach Lutherischer Tradition das Papsttum gemeint ist. Hat seine Herrschaft 666 Jahre gedauert, wird Christus wiederkommen, um die Verheißung des Tausendjährigen Reichs zu erfüllen. Sofort machte sich BENDEL ans Rechnen. Aus mir nicht ganz erfindlichen Gründen setzte er den Beginn des Papstregiments bei 1143 an und kam damit für Christi Wiederkunft auf das Jahr 1809. So nahe also stand sie bevor. Fürwahr, eine aufregende Entdeckung!

Wenige Wochen später schrieb BENDEL einem ehemaligen Schüler: *Es ist mir nicht möglich, Dir eine Nachricht vorzuenthalten, von der ich gleichwohl wünschen muß, daß Du sie ganz für Dich behaltest. Unter dem Beistand des Herrn habe ich die Zahl des Tieres gefunden. Es wird 666 Jahre von 1143 bis 1809 herrschen. Dieser apokalyptische Schlüssel ist von Wichtigkeit... Denn die jetzt geboren werden, kommen in wunderbare Zeiten hinein. Auch Du hast Dich darauf gefasst zu machen... Gelobt sei der da kommt!*

Stets Ausschau haltend nach zahlenmäßiger Ordnung, speziell bei der Chronologie der in der Bibel geoffenbarten Heilsgeschichte, war BENDEL unversehens zur chiliastischen Prophezeiung gekommen, der Vorhersage des Tausendjährigen Reichs, und zwar für die allernächste Zeit, ja, für ein bestimmtes Jahr. Ganz geheuer war es BENDEL dabei nicht. Den Schwärmern und Separatisten vom Schlage WENDELIN SPINDLERS wollte er sich nicht gesellen. So zögerte BENDEL, sein Wissen publik zu machen, und arbeitete im Stillen unablässig weiter an den Annalen der Heilsgeschichte. Der Termin für den Anbruch des Tausendjährigen Reichs verschob sich dabei von 1809 auf 1836.

Die ersten Eröffnungen über seine Arbeit machte BENDEL erst 1727 und 1734 in je einem kurzen Zeitschriftenaufsatz. Inzwischen waren 10 Jahre seit der Entdeckung des *Schlüssels zur Apokalypse* vergangen. Für seine vordringlichste Aufgabe hatte BENDEL in diesen wie in den vorhergehenden 10 Jahren die Fertigstellung des *Novum Testamentum Graecum* erachtet. 1734 konnte es COTTA ausliefern. Nun folgten einander in kurzen Abständen erst

zwei deutsch, dann zwei lateinisch abgefaßte Bücher: *Richtige Harmonie der vier Evangelisten* (1736), *Erklärte Offenbarung Johannis... Aus dem revidierten Grundtext übersetzt: Durch die prophetischen Zahlen aufgeschlossen: Und allen, die... dem, was vor der Thür ist, würdiglich entgegenzukommen begehren, vor Augen gelegt* (1740), *Ordo temporum a principio... ad finem usque... deductus* (1741), *Gnomon Novi Testamenti...* (1742).

Dieser *Fingerzeig zum Neuen Testament*, wie der Titel auf Deutsch lauten müßte, ist BENGELS exegetisches Hauptwerk, die Ergänzung zu seinem editorischen Hauptwerk, dem *Novum Testamentum Graecum*. Das doppelte Ziel, das der Klosterpräzeptor von Denkendorf in jugendlicher Kühnheit auf dem Gebiet der Wissenschaft sich gesteckt hatte, war damit erreicht.

Der *Gnomon*, in klarem, prägnantem, aber auch sprödem Latein geschrieben, stellt eine Art Handbuch dar. Dennoch hatte er ungewöhnlichen Erfolg. JOHN WESLEY beispielsweise stellte ihn weit über jede andere Bibelerklärung und übersetzte ihn deshalb für die Methodisten ins Englische; selbst als nach 120 Jahren die Theologie längst über den *Gnomon* hinweggegangen war, konnte PAUL DE LAGARDE 1861 schreiben: *Ich weiß nicht, welche Seite meiner hartnäckigen Natur daran schuld ist, daß ich Johann Albrecht Bengel täglich mehr bewundere; einen scharfsinnigeren Interpreten des Neuen Testaments hat die Christenheit noch nicht gesehen.*

BENGEL stand, als der *Gnomon* erschien, im 55. Lebensjahr. Das Manuskript hatte er noch in Kloster Denkendorf zum Abschluß gebracht, bevor er Ende 1741 auf die einer Prälatur gleichkommende Propststelle in Kloster Herbrechtingen ernannt wurde. Aus dem Lehramt, das er 28 Jahre lang wahrgenommen hatte, schied er damit aus. Die neue Stelle brachte wenig Amtspflichten mit sich, sie war fast eine ehrenvolle Sinekure. Deshalb konnten aber den Prälaten und Propsten auch je nach den Umständen besondere kirchliche und staatliche Aufgaben übertragen werden. Die Prälatur stellte insofern eine höchst sinnvolle Einrichtung in Altwürttemberg dar. BENGEL befand sich zunächst im Wartestand. Er konnte sich seinen Studien widmen, bei denen er die Berechnungen der Astronomie mit der von ihm eruierten Zeitrechnung der Bibel in Einklang zu bringen suchte. Die etwas dubiosen Resultate veröffentlichte er später in Buchform. Ebenso ging aus den Erbauungsstunden, die BENGEL in Herbrechtingen hielt, eine Veröffentlichung hervor: *Sechzig erbauliche Reden über die Offenbarung Johannis...* (1747). Nicht lange dauerte die Zeit ungestörter Muße. BENGEL wurde Mitglied der Land-

schaft, des damaligen Landtags, und hier in den Größen, bald auch in den Engeren Ausschuß gewählt. Zuletzt hieß BENGEL Prälat von Alpirsbach und amtierte als Konsistorialrat in Stuttgart bis zu seinem Tod 1752, im 65. Lebensjahr.

BENGELS geistiges Profil wird am stärksten bestimmt durch die heilsgeschichtliche Chronologie, die er aufstellte, und dem sich daraus ergebenden Chiliasmus. Nicht als Prälat von Herbrechtingen oder Alpirsbach, sondern als Präzeptor in Denkendorf hat er dieses Profil gewonnen. Bevor er mit den Schriften, die ich nannte – die Liste ist unvollständig – an die Öffentlichkeit trat, hatte BENGEL seine chronologischen Berechnungen stetig fortgesetzt und zu einem System ausgebaut. Sein Vorgehen dabei vermag ich im einzelnen gar nicht nachzuvollziehen. Trotzdem will ich versuchen, wenigstens einen allgemeinen Eindruck zu vermitteln von dem System, das BENGELS Schriften zugrunde liegt und in diesen unter jeweils etwas anderem Gesichtspunkt dargestellt wird.

Den Ansatz bildet, daß BENGEL die Zahl 666 in *Offenbarung 13, 18*, die er als Jahre der Papstherrschaft deutet, mit den 42 Monaten, die nach *Offenbarung 13, 5* dem Tier gegeben sind, zur Deckung bringen muß. Er zieht deshalb die Gleichung zwischen 42 «prophetischen» Monaten und 666 Normaljahren, was für einen prophetischen Monat $15\frac{6}{7}$ Normaljahre ergibt. Auf die 42 Monate bzw. 666 Jahre des Tieres folgt nach Johannes das Tausendjährige Reich, während dessen Dauer Satan gefangen liegt. Da BENGEL überzeugt ist, daß die *Zeitlinie*, wie er sagt, aus *proportionierten Theilen* besteht, will er die Zahlen 1000 und 666 in das Verhältnis 3:2 bringen. Um das zu erreichen, schreibt er nicht einfach 1000, sondern $999\frac{9}{10}$ und setzt für 666, was nun freilich schwer zu rechtfertigen ist, $666\frac{6}{10}$ ein. Im weiteren operiert er stets mit $15\frac{6}{7}$ oder $999\frac{9}{10}$ und $666\frac{6}{10}$. Letzteres bietet auch die Möglichkeit, die biblischen Zeitalter bis $666\frac{6}{10}$ und ab $999\frac{9}{10}$ in eine progressive Reihe zu bringen. *Progressio* aber ist, ebenso wie *proportio*, ein Strukturprinzip für BENGELS Chronologie der Bibel. Das erste Zeitalter umfaßte $111\frac{1}{10}$, das zweite $222\frac{2}{10}$ Jahre usw. Den $999\frac{9}{10}$ Jahren des Tausendjährigen Reichs werden dann 7 weitere Zeitalter von $1111\frac{1}{10}$, $2222\frac{2}{10}$ bis $7777\frac{7}{10}$ Jahren folgen. Erst wenn die heilige Zahl 7 bzw. 7777 oder notfalls auch $7777\frac{7}{10}$ erreicht ist, wird Gott, wie es Johannes verheißen hat, *eine neue Erde und einen neuen Himmel* schaffen. Wo nicht mehr Zahlen und Figuren sind Schlüssel aller Kreaturen – unwillkürlich drängt sich einem dieser NOVALIS-Reim auf.

Denkt man aber nicht auch an das Glasperlenspiel des aus einer schwäbischen Pietistenfamilie stam-

menden HERMANN HESSE? Die Chronologie war für BENDEL weithin Mathematik als *Kunst der Ordnung* und gab ihm eine ähnliche Befriedigung wie HESSES Kastaliern das Glasperlenspiel, nämlich am Ende *eine restlos symmetrische und harmonische Welt aus der zufälligen und wirren gelöst und in sich aufgenommen zu haben*. Ja, man erinnert sich, Joseph Knecht im Roman von HESSE nennt BENDEL expressis verbis einen der *heimlichen Vorläufer und Ahnen* des Glasperlenspiels.

Knecht äußert das Pater Jakobus gegenüber, für den sich HESSE, wenigstens teilweise, JAKOB BURCKHARDT zum Vorbild nahm. Der Historiker hält dem Kastalier entgegen: *Ihr behandelt die Weltgeschichte wie ein Mathematiker die Mathematik, wo es nur Gesetze und Formeln gibt, aber keine Wirklichkeit... kein Gestern und Morgen*. Bis zu dem aber könnte der Vorwurf auch BENDEL treffen, verbände sich bei ihm nicht mit der mathematischen Abstraktion ein ausgeprägter Sinn für das Gestern und Morgen, den historischen Ablauf. BENDEL wäre nur deshalb kein *magister ludi* geworden, weil es dem Theologen um die Heilige Schrift ging, durch die uns Gott sein Handeln in der Geschichte offenbart.

Der Kastalier Joseph Knecht meint in dem Gespräch mit Pater Jakobus: *Wäre Bengel im Besitz eines ähnlichen Systems gewesen, wie unser Spiel es ist, so wäre ihm wahrscheinlich der große Irrweg mit seiner Umrechnung der prophetischen Zahlen und seiner Verkündigung des Antichrist und des Tausendjährigen Reichs erspart geblieben*. Mag sein. Aber zum Glück war BENDELs Denkendorfer System trotz einer gewissen Verwandtschaft mit HESSES kastalischem System kein reines Glasperlenspiel, «rein» im Doppelsinn des Wortes verstanden. Gewiß, BENDELs Prophezeiung für das Jahr 1836 hat sich nicht erfüllt. Auch wird niemand seine Annalen reinwaschen können von dem Vorwurf, scharfsinnige, ingeniose Methode und penible Akribie mit skurriler Willkürlichkeit zu vermischen. Trotzdem gingen von dem Denkendorfer System stärkste Impulse aus.

Geschichtstheologie bedeutete den Württembergern nichts Fremdes und Befremdliches, seit JOHANN WOLFGANG JÄGER ihr Interesse für die Föderaltheorie geweckt hatte; er war auch BENDELs Lehrer gewesen. Chiliasmus als Naherwartung tauchte bei den württembergischen Pietisten seit jenem JOHANN JAKOB ZIMMERMANN, dem 1685 der Prozeß gemacht wurde, immer wieder auf. JOHANN ALBRECHT BENDEL gab der Geschichtstheologie der Akademiker wie dem Chiliasmus der Stundenleute, zumeist Nichtakademiker, eine neue Form und verband sie miteinander. BENDELs Autorität deckte sie jetzt: das hohe Ansehen, das er sich als Präzep-

tor und als Prälat in Württemberg, als Gelehrter weit darüber hinaus erworben, vor allem aber die integre, selbstsichere, doch unprätenziöse, heilighüchtern Persönlichkeit dieses Mannes.

Wenn man freilich deshalb von einem durch ihn ausgelösten pietistischen Zeitalter in Württemberg spricht, verstellt ein kleiner Bruchteil der württembergischen Bevölkerung den Blick auf die Gesamtheit. HEINRICH HERMELINK zitiert in seiner «Geschichte der evangelischen Kirche in Württemberg» (S. 250) einen Bericht aus dem Jahr 1761 über den Zustand des Reiches Gottes unter den Württembergern. So hochgestimmt er klingt, Anlaß dazu gab, daß etwa ein Fünftel oder Sechstel der württembergischen Pfarrer und Theologiestudenten erweckt sind – auch wenn sie leider fast nichts ausrichten. Achtung und selbst Ehrfurcht vor BENDEL oder auch OETINGER, PHILIPP MATTHÄUS HAHN u. a. beschränkten sich nicht auf die Konventikel, aber BENDELs prophetische Zahlen und seine chiliastische Naherwartung wurden von der communis opinio im Lande schwerlich ernst genommen. Um so faszinierender mußte, wer sich gegen die communis opinio auflehnte – und welche Jugend täte das nicht! – diese Ideen finden, selbst wenn, vielleicht auch gerade wenn er BENDELs Schriften nicht las. 1789 begeisterte sich die Jugend für die Französische Revolution, drei Tübinger Stifter eingeschlossen: HÖLDERLIN, SCHELLING und HEGEL. Ihren Freundschaftsbund aber stellten diese drei unter das Gelöbnis: *Das Reich Gottes sei unsere Losung und unser Vereinigungspunkt die unsichtbare Kirche*. Daß die Formulierung von HÖLDERLIN stammte, der als einziger in Denkendorf Seminarist gewesen war, 1784/86, ein Menschenalter nach BENDELs Tod, spielt dabei vermutlich keine Rolle. Kurz nachdem sie das Stift verlassen hatten, schrieb HEGEL 1795 beschwörend an SCHELLING: *Das Reich Gottes komme, und unsere Hände seien nicht müßig im Schoße*. Wenn solche Losungen Ausdruck einer pietistischen Grundstimmung in Württemberg waren, löste sich diese Jugend einmal nicht von der Generation ihrer Eltern und Lehrer. So kann es aber nicht gewesen sein. Auch diese Jugend holte sich aus der Vergangenheit, was in der Gegenwart keinen Kurswert besaß, um es neu zu formen. Bei HÖLDERLIN, SCHELLING und HEGEL waren das guten Teils BENDELsche Ideen.

Keinem der drei ging das chiliastische Bewußtsein ihrer Studentenzeit im späteren Leben verloren. Wie BENDEL systematisch eine Geschichtstheologie entwickelt hatte, entwarfen sie ihre geschichtsphilosophischen Systeme, die, analog zu der heilsgeschichtlichen Deutung, die Geschichte als einen

metaphysisch zielstrebigen Prozeß deuteten. In seinen Jenaer «Vorlesungen über das akademische Studium» erklärte der 27jährige SCHELLING, selbst unter dem Heiligsten sei nichts Heiligeres als die Geschichte. Sein Lebenswerk mündete schließlich in eine «Philosophie der Mythologie und Offenbarung», die zu begreifen sucht, wie Gott sich in der Religionsgeschichte mehr und mehr zu erkennen gab. HEGELS Durchbruch zur eigenen Philosophie geschah mit der «Phänomenologie des Geistes»: der Lehre von den Erscheinungsformen, den Phänomenen, des Geistes als verschiedenen Stationen auf dem Weg zum *absoluten Geist*, dem reinen Wissen. In der Vorankündigung des Werkes erklärte HEGEL 1807: *Der dem ersten Blick sich als Chaos darbietende Reichtum der Erscheinungen des Geistes ist in eine wissenschaftliche Ordnung gebracht... in der die unvollkommenen (Erscheinungen) sich auflösen und in höhere übergehen... Die letzte Wahrheit finden sie zunächst in der Religion und dann in der Wissenschaft.* Aber genug der so peinlich an der Oberfläche haftenden Andeutungen! Ich möchte nur zum Abschluß noch hinweisen auf HÖLDERLINS Hymne Patmos, weil hier die Nachwirkung BENGELS über Generationen hinweg am ehesten einigermaßen bündig sich demonstrieren läßt. Daß HÖLDERLIN Denkkendorfs größter Schüler wie Bengel dessen größter Lehrer gewesen, gibt noch zusätzlich *Anlaß und Ursach* seiner zu gedenken.

Hatte HÖLDERLIN in früheren Gedichten die christliche Vorstellung der Parusie – daß Christus wieder auf Erden erscheinen werde – in die Wiederkehr der antiken Götter umgedeutet, so schloß er sich in der Patmos-Hymne an *Die Offenbarung des Johannes* an und verkündete ihre baldige Erfüllung: die Wiederkunft Christi, freilich mit ihm zusammen auch der anderen Götter. Der Dichter hat es nicht errechnet, sondern gewahrt es jetzt – im Jahr 1802 – an den Zeichen des *Bestehenden*, die es *gut zu deuten* gilt; für BENGEL wiesen die bestehenden Verhältnisse ebenfalls auf die Wiederkunft Christi und damit auf den Anbruch des Tausendjährigen Reiches hin, doch bestätigten sie ihm nur seine Zeitrechnung.

Als der Götter letzter hat Christus die Welt verlassen, als erster wird er wiederkehren, dazwischen liegt nach HÖLDERLIN die götterlose Gegenwart. So ist *seit unerforschlichen Zeiten* beschlossen. Auf Patmos wurde einst Johannes dieser Plan und nun dem Dichter seine baldige Erfüllung offenbart. Hinter dem Plan der Geschichte tritt der Planer zurück. Fast scheint die Geschichte selbst die über allem waltende Macht zu sein, als gäbe es, mit SCHELLINGS Worten zu reden, auch unter dem Heiligsten nichts Heiligeres als die Geschichte.



Wie tief müssen sich den drei jungen Theologen HÖLDERLIN, SCHELLING und HEGEL die Idee einer Heilsgeschichte und eschatologische Vorstellungen eingeprägt haben, daß sie diese beim Auszug aus der Theologie mitnahmen und in ihre neue Gedankenwelt verpflanzten!

Kompromittiert aber nicht gerade der Vergleich der Patmos-Hymne mit BENGELS *Erklärte Offenbarung Johannis* die These von der Nachwirkung BENGELS bei HÖLDERLIN? Über den krassen Stilunterschied läßt sich nicht hinwegsehen, und er macht es äußerst unwahrscheinlich, daß der Dichter je ein Verhältnis zu den dürren Zahlenschemata des Denkkendorfer Systems gewonnen habe. Der Einwand

könnte stichhaltig sein. Sehen wir näher zu, liefert er im Gegenteil den überzeugendsten Beweis für den engen Zusammenhang zwischen BENGEL und HÖLDERLIN. Selbst dessen Hymnen haben ein Zahlenskelett. WOLFGANG BINDER verdankt man die Beobachtung, daß in *Patmos*, ebenso wie in *Brot und Wein* und in *Friedensfeier*, genau der Mittelvers die Parusie ankündigt. Die *Patmos*-Hymne bringt ferner des öfteren Strophen und Verse, die einander dem Sinn, wo nicht sogar dem Wortlaut nach entsprechen. BINDER hat sie ausgezählt und kam zu dem verblüffenden Resultat, diese Strophen und Verse seien zahlenmäßig völlig symmetrisch um den Mittelvers gruppiert – nicht viel anders, füge ich hinzu, als wenn BENGELS Schema beispielsweise von 999⁹/₉ an rückwärts wie vorwärts eine symmetrische Reihe aufweist. Schon lange wurde die versatzgenaue Komposition in der Jugendlitrik HÖLDERLINS festgestellt. Für den Leser ist diese rechnerische Struktur nicht bestimmt, dem Dichter

aber versinnbildlichte sie die ewige Ordnung, die aus dem Zeitablauf Geschichte macht.

Ein solches Sinnbild ist auch das Denkendorfer System. Begrifflich läßt sich der Sinn mit dem PREDIGER SALOMO in einen Satz fassen: *Jegliches Ding hat seine Zeit*. Die Tiefe dieses Satzes haben die Schwaben auszuloten gesucht.

Anmerkung

Die jüngste, umfangreiche Monographie – GOTTFRIED MALZER, J. A. Bengel. *Leben und Werk*, 1970 – verzeichnet BENGELS Schriften und ebenso die Literatur über ihn. Eigens genannt seien: EBERHARD NESTLE, *Bengel als Gelehrter*, 1893 – KARL HERMANN, *Johann Albert Bengel. Der Klosterpräzeptor von Denkendorf*, 1937 – WOLFGANG METZGER, *Bengels theolog. Entwicklung*, in *Blätter f. württ. Kirchengesch.*, N. F. 42, 1938, S. 1/27 – HEINRICH HERMELINK, *Geschichte der evangel. Kirche in Württ.*, 1949 – ERNST BENZ, *Johann Albrecht Bengel und die Philos. des dt. Idealismus*, in *Dt. Vjschr. f. Lit.-wiss. u. Geistesgesch.*, Bd. 27, 1953, S. 528/54 – GERHARD SAUTER, *Die Zahl als Schlüssel zur Welt. Johann Albrecht Bengels »prophet. Zeitrechnung« im Zusammenhang seiner Theol.*, in *Evangel. Theologie, Monatsschrift*, Bd. 26, 1966, S. 1/35 – WOLFGANG BINDER, *Hölderlins Patmos-Hymne*, in *Hölderlin-Jb.*, Bd. 15, 1967/1968, S. 92/127.

Herzog Karl Eugen von Württemberg als Freund und Förderer der Pferdezucht Paulus Weißenberger

I
Anfang Oktober 1973 feierte das weitberühmte herzoglich-württembergische, seit 1817 staatliche und zugleich älteste deutsche Landgestüt in Marbach auf der Schwäbischen Alb den Geburtstag seiner Gründung vor 400 Jahren. Verschiedene Zeitungen brachten aus diesem Anlaß Gedenkartikel von sehr unterschiedlichem Wert und mit manchen belebenden Abbildungen. Zu Beginn des Jahres 1974 umfaßte das Gestüt auf einer landwirtschaftlichen Betriebsfläche von 1000 Hektar 360 Pferde (darunter 100 Deckhengste), 550 Rinder, 450 Schweine, 750 Schafe und 5000 Hühner.

Man wußte schon bisher, daß Herzog KARL EUGEN von Württemberg (geboren Brüssel 1728, regierender Herzog seit 1744, gestorben Stuttgart-Hohenheim 1793) an seinem Gestüt in Marbach ein besonders liebendes Interesse hatte, wie auch schon seine Vorfahren es auf alle mögliche Weise förderten. Wie sehr das Gestüt mit der Geschichte des württembergischen herzoglichen Hauses zusammenhing, ist kurz in der Zeitschrift »Der Tierzüchter« (25/1973, Seite 547 f.) dargestellt, wo es heißt: *Die 400jährige Geschichte des Gestüts Marbach ist eng mit der Landesgeschichte verknüpft. Die Pferdezucht diente den württembergischen Grafen und Herzogen über Jahrhunderte hinweg zur Stärkung ihrer Hausmacht. Ein*

Zuchtziel gab es anfänglich noch nicht. Als aggressives oder defensives Machtinstrument war die Pferdezahl ungleich wichtiger als die Qualität. – Der 30jährige Krieg (1618–1648) zerstörte Anfangserfolge für Gestüt und Land. Schon 1687 wurde die erste Gestütsverordnung zum Wiederaufbau der Pferdezucht erlassen. Sie ist wahrscheinlich die erste deutsche Körordnung für Gestüts- und Privathengste. Der Aufbau erfolgte mit 81 Hengsten aus Lippe, Friesland, Holstein und Dänemark. Diese Bemühungen endeten aber wegen Akklimatisationsschwierigkeiten auf der Rauhen Alb ohne größeren Erfolg. Ein vorübergehendes Aufblühen erlebte die Pferdezucht in Marbach unter dem absolutistisch regierenden Herzog Karl Eugen. Unter ihm wurden im Jahr 1766 nicht weniger als 110 Mutterstuten und 73 Fohlen gehalten.

II

Näheres über Herzog KARL EUGENS Bestrebungen, die Pferdezucht in Marbach zu fördern und in die Höhe zu bringen, erfahren wir nun aus seinen persönlich niedergeschriebenen Tagebüchern, die Staatsarchivdirektor Dr. ROBERT UHLAND im Jahr 1968 im Verlag R. Wunderlich, Tübingen, erstmals veröffentlicht und mit einer ausgezeichneten Einführung, reichen begleitenden Anmerkungen und Erläuterungen, einem Literatur- und Personenverzeichnis sowie einer großen Anzahl kostbarer zeit-

genössischer Stiche herausgegeben hat. Herzog KARL EUGEN widmete seine Tagebücher seiner zweiten Gemahlin, FRANZISKA von Hohenheim, mit der zusammen er die Reisen in den Jahren 1783 bis 1791 gemacht hat, deren Beschreibung uns in vorliegendem Werk zugänglich gemacht wird. Die Reisen dieser Jahre führten beide Persönlichkeiten samt einer standesgemäßen Begleitung in die Länder Dänemark, England, Frankreich, Holland, Oberschwaben und die Schweiz; an damaligen Städten von größerer Bedeutung wurden Bamberg, Basel, Dresden, Frankfurt, Hamburg, Heidelberg, Köln, London, Mainz, Nürnberg, Paris, Prag und Regensburg besucht. Bei seinen verschiedenen Reisen nach Nord und Süd, Ost und West interessierten den Herzog und seine Gemahlin Bibliotheken und Universitäten, Theater und herrschaftliche Gartenanlagen, Treibhäuser und Porzellanfabriken, Militärwesen und Normalschulen, Waisenhäuser und Buchläden, Gemäldegalerien wie Schloßanlagen, Kirchen wie Klöster.

Immer wieder wird aber in den Tagebuchaufzeichnungen offenbar, daß Herzog KARL EUGEN eine besondere Vorliebe für Pferdezucht und Pferderassen besaß, wobei er sich zugleich als ein hervorragender Pferdekennner erweist. UHLAND schreibt hierzu (S. 42): *An jedem Hofe, zu dem der Herzog kommt, wirft er einen Blick in den Marstall, um die Pferde kritisch zu mustern, noch ehe er das Schloß selbst besichtigt. Manegen, Reithäuser, Reitschulen üben eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn aus. Genau prüft er die Zusammenstellung der «Jagd- und Postzüge» (mit ihrer Pferdebespannung). Vor allem aber kauft er, wo immer sich die Gelegenheit bietet, Pferde für sein eigenes Gestüt. Als hervorragender Pferdekennner weiß er eine sorgfältige Auswahl zu treffen und die besten Tiere auszusuchen. Persönlich durchsucht er die Stallungen der Händler in Schleswig-Holstein, Hannover oder England, den bekanntesten Gebieten für die Pferdezucht (von damals), um gutgewachsene große Tiere zu finden, die ihm besonders zusagen. Wenn ihm ein glücklicher Kauf gelungen ist, versäumt er nicht, das Pferd zu beschreiben.*

Seine Gemahlin, FRANZISKA von Hohenheim, eine menschlich sehr einfühlsame Frau, die den Herzog aufs beste verstand und beeinflusste, wurde von seiner Liebe zu den Pferden angesteckt, was dem Herzog sehr wohltat. UHLAND meint hierzu (S. 28): *Franziska liebte schöne Pferde und hatte durch den Herzog eine solche Routine und ein solch beurteilendes Auge (gewonnen), daß sie die Pferde sehr gut verstand und sich selten in deren Beurteilung irrte. Etwas später (S. 35) wird als Beweis hierfür berichtet, daß Herzog KARL EUGEN einige Pferde der Herzogin vorführte, dann aber jene kaufte, die ihren Beifall fanden.*

Im folgenden seien nun erstmals die eigenhändigen Aufzeichnungen des Herzogs KARL EUGEN aus seinen verschiedenen von R. UHLAND veröffentlichten Reisebeschreibungen zusammengestellt, in denen er seine vereinzeltten Beobachtungen über Zucht, Haltung, Aussehen und Pflege von Pferden, auch über Reitställe, Reithäuser, Postpferde sowie über den Ankauf von schönen oder guten Pferden, für sein Gestüt sowohl wie für sein Militär oder seinen Eigengebrauch niedergelegt hat.

1783

Das erste Tagebuch beschreibt eine Reise nach Böhmen, Sachsen und Mitteldeutschland.

Am 14. Januar vermerkt der Herzog in Teinitz/Böhmen, wo er die Pferde des Grafen TRAUTMANNSDORF in dessen Reithaus besah, daß er kein einziges Stück, *nichts, was mir anständig war* oder ihm gefallen hätte, gefunden. Auch klagte er gar sehr über *schlimme Wege und schlechte Postpferde* in Böhmen, die sich *mit einer guten Polizei nicht vereinigen lassen* (S. 52 f.). In Dresden angekommen, nahm er am 22. Januar an der Parade des dortigen Militärs am kurfürstlichen Hof teil und besuchte auch die kurfürstlichen Pferdeställe. Er fand sie *sehr übel mit Pferden versehen. Klein und nicht gut gestellt ist ihr Schlag. Von Zügen, d. h. vier- oder sechsspännigen Kutschen ist ganz nichts zu sehen* (S. 57). Folgenden Tags konnte er jedoch auch die kurfürstlichen Jagd- und Postzüge inspizieren, fand sie jedoch *gleich den anderen Pferden gleich beschaffen* (S. 58). Am 24. Januar wurden ihm die Pferde der kurfürstlichen Leibgarde in deren Reitschule vorgeführt. Er erzählt darüber: *48 Mann ritten teils einzeln, teil zu dreien, teils zu mehreren. Die Komposition (Haltung) der Leute ist schön und der Schlag (der Reiter) groß. Die Pferde, lauter Rappen, sind nicht groß, auch nicht besonders gut gehalten und sehr lang von Haaren. Die Leute reiten gut und sind Meister von ihren Pferden* (S. 59). Man spürt an diesem Bericht, daß Herzog KARL EUGEN ein Kenner der Reitkunst war, der das Gute an Pferd und Reiter sah und anerkannte, aber auch mit seinem Urteil über schlechte Verhältnisse nicht zurückhielt. In Leipzig angekommen, hörte KARL EUGEN an der dortigen Universität einige Vorlesungen aus ganz verschiedenen Gebieten, wie er das auch in anderen Universitätsstädten praktizierte. Nachdem er sich dann zu Hause umgekleidet hatte – wohl auch, um als Herzog unerkannt zu bleiben –, besuchte er den Roßmarkt und kaufte drei junge, aus Dänemark stammende braune Hengste. Nach Tisch begab er sich in die Reitbahn, um weitere Pferde zu kaufen, *darin sich aber keines vorfand*, das ihm zugesagt hätte (S. 61). Auch die Pferde im Schloß Ludwigslust/Mecklenburg, die er am 4. Februar vormittags besuchte, wollten ihm *nicht gefallen*. Tags darauf wurden weitere Pferde *vor unserem Hause* in Gegenwart des Herzogs und des Erbprinzen von Mecklenburg vorgeführt. Doch kaufte der Herzog *nur einen einzigen Fuchshengst* (S. 68).

Besser fiel die Pferdewahl im Marstall des Fürsten zu Zerbst am 8. Februar aus. *Wir trafen 3 Hengste an, die mir*

gefielen, nämlich einen Goldfalchen mit weißen Extremitäten, einen mit schwarzen und einen Schimmel. Alle 3 kaufte ich und übergab sie dem herzoglichen Leibkutscher zum Transport nach Stuttgart mit dem Befehl, noch 2 Klepper zum Reiten dazu zu kaufen (S. 69).

Kurz vor seiner Heimkunft von der großen Reise besuchte KARL EUGEN am 22. Februar noch den Fürstbischof von Speyer, DAMIAN AUGUST Graf von STIRUM, in Bruchsal, der ihm seine Pferde, 12 bis 15 an der Zahl, vorführen ließ (S. 84). Ein Urteil über sie vermerkt der Herzog nicht. Den Schluß der jeweiligen Reisen und Reisenotizen bildet vielfach eine Kostenberechnung der hierbei erlaufenen Ausgaben. Herzog KARL EUGEN hatte unter dem Einfluß seiner Gemahlin FRANZISKA allmählich gelernt, ein sparsames und häusliches Leben zu führen, was auch in den jeweiligen genauen Verzeichnissen der Reiseausgaben aufscheint. Die Gesamtauslagen für Besichtigung, Ankauf und Transport von Pferden auf dieser Reise des Herzogs im Jahr 1783 betrugen nicht weniger als 5285 fl. 50 kr.

1784

Eine zweite Reise des Herzogs im Jahre 1784, die in den Monaten Januar–März nach Niedersachsen und Dänemark führte, wurde für seine Pferdeliebberei noch viel bedeutsamer als die Reise des vergangenen Jahres nach Böhmen und Mitteldeutschland.

Schon auf dem Wege nach dem Norden kaufte der Herzog in Butzbach bei Wetzlar am 15. Januar vom dortigen Postmeister ein Pferd für 25 Carolins (S. 129). Die Wege zwischen Wetzlar und Gießen bezeichnet der Herzog als *so übel und die Pferde so schlecht, daß wir eineinhalb Stunden in einem Eisloch stecken blieben, somit spät nach Gießen kamen* (S. 130).

Wiederholt kommt der Herzog bei seinen Reisen auch sonst auf die vielen Strapazen zu sprechen, die an ihn und erst recht an seine Gemahlin Anforderungen stellten, die wir uns heute kaum mehr vorstellen können, weshalb der Herausgeber der Tagebücher mit allem Recht von einer *beachtlichen touristischen Leistung* (S. 46) sprechen konnte, während FRANZISKA von Hohenheim die Reiseanstrengungen mit *erstaunlicher Geduld und Ausdauer* (S. 47) auf sich nahm.

In Marburg ging der Herzog, bevor er früh 7 Uhr weiterreiste, noch einen Augenblick in den Akademiestall, der aus 16 Pferden besteht, die aber nichts sagen wollen (S. 131), für den Herzog somit bedeutungslos waren. Ganz anders waren seine Eindrücke bei Herzog FRIEDRICH von MECKLENBURG in Hannover, wo er sich am 22. und 23. Januar aufhielt. Er besichtigte u. a. die Reitbahn und die Reitstube; es wurden ihm Reitpferde und Beschäler, auch vier Züge zu je acht Pferden, jeder eingespannt, vorgeführt. Den Beschluß bildete der Bischof (Herzog FRIEDRICH war 1764 zum Bischof von Osnabrück bestimmt worden), der einen Schimmel als Schulpferd recht gut vorritt und die Manege machte. Nach abermaliger Besichtigung des Reitstalles und Rüstung zur Weiterreise wurden dem Herzog am 23. Januar noch einige perlenfalche Hengst vor das Haus geführt, wovon ich 2 als einen Tausch für meinen Stall aussuchte.

Zugleich kaufte ich (von Herzog FRIEDRICH) einen Rappenwallachen, vom Erbprinzen von Mecklenburg aber einen braunen Mecklenburger Hengst, von einem Pferdehändler oder Roßkamp 3 Rappen-Wallachen, zu deren Transport nach Stuttgart er alsbald die nötigen Schritte unternahm (S. 136).

Bei einem kurzen Aufenthalt in Celle am 23. Januar besah er die dort stehenden 70 kgl. Landbeschäler, die ihm aber als *nicht besonders schön und gut gehalten* vorkamen (S. 137). Nun ging es nach Niedersachsen, das als Land mit besonders trefflicher Pferdezucht galt. Es ist darum verständlich, daß KARL EUGEN als guter Pferdekennner gar manche teure Handelsgeschäfte im Interesse seines Gestüts in Marbach betätigte. So kaufte er in Harburg bei Hamburg am 25. Januar nicht weniger als acht Pferde und zwar eine Schwarz-Schimmelstute, drei hellbraune und vier Rappenwallachen (S. 137). Tags darauf fuhr er von Hamburg über Altona auf das Land, wo er bei einem Roßhändler einen Hengst und drei Wallachenrappen kaufte und sie sofort nach Hamburg transportieren ließ (S. 138). Am 28. Januar begab er sich über Pinneberg nach Elmshorn, wo ihm viele Hengste vorgeführt wurden, von denen er fünf kaufte: einen Falchen mit weißer Mähne, einen Schwarzsimmel, einen Goldfuchs und zwei hellbraune, außerdem eine schöne Schwarz-Schimmelstute. Von Elmshorn ging die Fahrt weiter nach Neubrook, wo der Herzog mit kleinem Gefolge bei einem Pferdehändler namens PFAHLER übernachtete. Schon auf der Fahrt zu diesem kaufte er in Stainburg einen schönen Schwarz-Schimmelhengst, in Horst zwei Rappenhengste. Alle bisher von ihm gekauften Pferde kamen vorerst in die weiten Stallungen des Pferdehändlers PFAHLER, von dem KARL EUGEN noch weitere acht Pferde des Ankaufs für würdig erachtete und zwar einen Goldfalchen mit weißen Extremitäten, einen Perlenfalchen, einen Rappen, einen Goldfuchs, zwei hellbraune Hengste, eine braune und eine Schimmelstute. Bei einem weiteren dortigen Pferdehändler namens FRAUEN erhandelte er zwei weitere *sehr schöne* hellbraune Hengste, die er vor dem Kauf der Gräfin am Fenster vorzeigen ließ. Den Transport sämtlicher bisher gekauften Tiere besorgte der vorgenannte Händler PFAHLER in Neubrook.

Seine gesamten Eindrücke über das Land Holstein-Nordschleswig und die hier blühende Pferdezucht faßte Herzog KARL EUGEN in seinem Tagebuch zum 31. Januar zusammen mit den Worten (S. 141): *Es ist ein eigenes, fruchtbares Land. Die Pferde- und Viehzucht ist bekannt. Da dieses Land eine ungeheure Menge von guten Pferden zu den größten Armeen und sonst liefert, so ist mir sehr aufgefallen, daß die sog. Acker- oder gemein Pferde durchgängig von sehr kleiner und schlechter Qualität seien. Wenn diese gleich jenen (d. h. den Armeepferden) größer und besser wären, könnte der Handel noch ausgebreiteter sein und dadurch verhindert werden, daß sehr viele «Friesländer» als weit schlechtere Pferde unter dem Namen der echten Holsteiner (Rasse) verkauft würden* (S. 141). Von der Pferdezucht in Jütland bemerkt er: *Der Schlag der Bauernpferde ist klein und schlecht; aber auf den Adelshöfen sollen gute Pferde stehen* (S. 143).

Sehr gespannt war Herzog KARL EUGEN, was er auf der weiteren Reise in Dänemark und besonders in Kopenha-

gen sehen und an Erfahrungen sammeln würde. Zum 14. Februar berichtet er (S. 154): *Diesen Morgen nach 9 Uhr ging es in den königlichen Marstall. Ich wurde zuerst in das Reithaus geführt, wo man die Beschäler, Schul- und Reitpferde, ungefähr 40, vorführte. Nach diesem ritten die Stallmeister und Bereiter einige Schulpferde und Springer, nach welchem mich der Oberstallmeister durch die Reit- und Kutschenställe führte. Das Reithaus kann 60 Schuhe in der Breite und 180 in der Länge (1:3) haben. Sehr war ich verwundert, in dem Stall nicht mehrere schöne Pferde anzutreffen. Von ganzer Schönheit ist kein einziges, von mittlerer einige; unter allen Zügen nicht einer mittelmäßig, ungleich, nicht groß, fehlerhaft. Des Königs Leibzug, weiß geboren, ist schlecht. Wenige Tage später schreibt der Herzog (S. 158): Nach der Parade sahen wir die Garde zu Pferd aufziehen. Eine Kompanie ist mit Schimmeln, eine andere mit Braunen beritten. Der Schlag der Pferde wäre nicht übel, ist jedoch nicht groß. Aber in der Wartung und Zäumung sind sie sehr zurück: alle schlecht geputzt, der Schimmel ganz gelb, alle (haben) lange, rauhe Haare.*

Am folgenden Tag (17. Februar) besuchte der Herzog das kgl. Gestüt auf Schloß Fredensborg bei Kopenhagen, wo ungefähr 116 zweijährige und dreijährige Hengste stehen. Wir besahen solche genau. Geh. Rat v. LEVETZOW, dem die Aufsicht über die kgl. Gestüte unterstanden, ließ die Pferde herausführen und im Hof herum durch Bauern traben (S. 160). In einem weiteren Schloß mit dem Hauptgestüt des Königs wurden sämtliche Stallungen besichtigt, Stuten und Fohlen herausgeführt, genau besehen und über alles Auskunft gegeben. Diese Beschäftigung nahm fast den ganzen Tag ein (S. 160). Am gleichen Tag abends faßte der Herzog seine Eindrücke über die Pferdezucht in Dänemark in folgenden Ausführungen zusammen (S. 161): *Das kgl. Gestüte besteht im Ganzen aus 820 Stück Pferden, darunter 230 Mutterstuten. Die Hauptfarbe: Rappen, dann Füchse, Schimmel, etwas Braune und einige Weißgeborene. Zu meiner besonderen Verwunderung habe ich meist alle Pferde mit den nämlichen Mängeln behaftet gefunden: lange breite Köpfe mit tief eingesetzten langen Ohren, hoch gefesselt und, was das Auffallendste, alle Zabelfüße und bärendasig. Die Hälse und der Leisten der Pferde sind meist schön, das Auge fast durchgängig gut. Der Schlag ist nicht groß und nimmt von Jahr zu Jahr ab. Die Art der Weißgeborenen nimmt nach eigener Äußerung (der Gestütsleitung) so ab, daß es Mühen kosten wird, sie bei dieser Verfassung fortzupflanzen. Ich glaube, einen Hauptfehler darin bemerkt zu haben, daß kein einziger fremder Beschäler im ganzen Gestüt vorhanden ist und (durch Inzucht) immer die nämlichen Rassen fortgepflanzt werden. Es wird nie ein Fohlen oder eine Mutterstute frei zum Brunnen gelassen und die Fohlen werden schon mit zwei Jahren zur Bewegung im Herbst und Winter auf offenen Reitbahnen trittiert, gewiß ein nicht geringer Schaden für die zarten Teile, besonders die hinteren Füße. Der König erlaubt mir, zwei vierjährige Hengste auszusuchen, welche ich mit großer Mühe in einem Schimmel und einem Fuchs ohne merkliche Fehler und von gewisser Größe gefunden. Die Sprache (Auffassung) ist einstimmig, daß das sonst so schöne Gestüt ganz in Abgang gekommen und es alle Mühe kosten wird, es nur einigermaßen wiederherzustellen. Wer es mit Aufmerksamkeit ersieht, kann sich bald (von) dieser Wahrheit überzeugen.*

Wenige Tage später, den 22. Februar, bemerkt Herzog KARL EUGEN in seinem Tagebuch (S. 173): *In ganz Kopenhagen habe ich keine einzige schöne Equipage und nicht ein einziges Paar Kutschenpferde gesehen, die ich hätte kaufen mögen. Hieran schließt er seine Beobachtungen über die Pferdezucht in der Provinz Seeland: Was mir besonders aufgefallen, ist die schlechte Qualität und das Aussehen der Pferde. Meist klein, dickköpfig, rauhaarig müssen sie auch im strengsten Winter bei dem Schnee ihre Nahrung auf Feldern und Wiesen suchen und den tiefen Schnee aufkratzen, um nur etwas zur Nahrung zu bekommen. Auf den Meiereien der Edelleute stehen hie und da einzelne Hengste, die oft sehr angepriesen werden. Wenn man sie aber kommen läßt, um sie zu besehen, findet man gemeinlich keine schönen und dabei fehlerhafte Pferde. Ich war nicht imstande, in Kopenhagen und der ganzen Provinz Seeland einen einzigen Hengst zu kaufen, den ich mit Nutzen hätte brauchen können.*

Auf der Rückfahrt von Kopenhagen wurden dem Herzog vier Hengste in Odense zum Kauf angeboten; doch übernahm er kein einziges Tier. Am 3./4. März weilte er mit seiner Begleitung auf dem Landgut des Pferdehändlers PETER THOMSON in der Nähe von Husum. Am ersten Tag besuchte er alle Ställe und sah sich die Pferde an; einen Kauf wollte er erst am folgenden Tag abschließen. Als er dann am 4. März früh 7 Uhr angezogen war, besuchte er nochmals die Ställe, besah sich nochmals die am Vortag ausgesuchten Pferde, zeigte sie dann seiner Gemahlin FRANZISKA und da sie dieser gefielen, schloß er einen Handel auf 20 Stück samt deren Transport nach Stuttgart ab. Einen Tag später, den 5. März, schloß der Herzog mit dem Pferdehändler PFAHLER in Nienbrook (bei Elmshorn) einen weiteren Kaufvertrag auf 4 Pferde ab. Dann bemerkt der Herzog in seinem Tagebuch weiter: *Nach abgeschlossenem Kauf fuhrn wir wieder ab, besahen unterwegs noch mehrere Pferde, von ihnen ich aber keines kaufte. Daß der Herzog als Roßkäufer in der ganzen Gegend bekannt wurde, ist verständlich wie nicht weniger, daß ihm auch in Elmshorn von verschiedenen Händlern Pferde vorgeführt und zum Kauf angeboten wurden. Er konnte seiner Liebhaberei nicht widerstehen und kaufte abermals drei Tiere und zwar einen sehr schönen, fünfjährigen Goldfaltenhengst mit weißen Extremitäten sowie zwei gute, schöne Rappstuten zur leichten Jägersgarde. Entsprechend seinen verschiedenen Käufen wuchsen auch die Ausgaben. Herzog KARL EUGEN hat sie in seiner Abrechnung über die norddeutsch-dänische Reise genau festgehalten. Die gesamten Ausgaben für den Kauf und die Besichtigung von Pferden kamen auf dieser großen norddeutsch-dänischen Reise auf nicht weniger als 26 740 fl. 30 kr. zu stehen.*

1785

Anfangs des Jahres 1785 fuhr Herzog KARL EUGEN nach Frankfurt, um daselbst die Messe zu besuchen. Er war von ihr etwas enttäuscht; denn er fand die Menge der Kaufleute und ihrer Waren nicht groß und beträchtlich (S. 225). Für sein Interesse an Pferden sind nur zwei Einträge der kurzen Reisebeschreibung von Bedeutung. Am 4. April ging der Herzog in Mainz zu Fuß in die kurfürstlichen Ställe, die

aber mit sehr mittelmäßigen Pferden angefüllt sind (S. 226). Als Vergütung spendete er den Stallbediensteten 44 fl.; außerdem bezahlte er je zwei kurfürstlichen Lakaien und den beiden Kutschern, *die aufgewartet*, insgesamt 110 fl. (S. 229). In Frankfurt kaufte er zwei Pferde, die ihm samt dem Transport nach Stuttgart auf 359 fl. 30 kr. zu stehen kamen (S. 228). Eine zweite Reise des Jahres 1785 führte den Herzog in den Tagen des 4.–18. Mai über Bonn und Köln nach Luxemburg, von dort über Saarbrücken, Schloß Carlsberg und Pirmasens zurück nach Hohenheim. Meist war er von dem, was er an Pferdematerial beschichtigte, enttäuscht.

Am 10. Mai abends 6 Uhr kam er in Koblenz an, ging aber noch einen Augenblick aus, um die Pferde des Kurfürsten von Trier zu beschauen, *die aber nichts bedeuten wollen* (S. 236).

Auf der Rückfahrt besah sich der Herzog in Thionville bei Saarbrücken die Wachtparade der dortigen französischen Garnison, ebenso die Stallungen der Dragoner, wovon er aber *keineswegs eingenommen* war (S. 238). In Saarbrücken ließ er sich, sobald er am Morgen angekleidet war, die Stallungen des Fürsten von Nassau-Usingen zeigen. *Es sind darin gegen 300 Pferde, aber meistens sehr mittelmäßige, wie ich denn nicht ein einziges recht schönes Pferd angetroffen habe* (S. 238).

In Schloß Carlsberg bei Homburg zeigte ihm der Schloßbesitzer, Herzog KARL AUGUST II. von PFALZ-ZWEIBRÜCKEN, den Pferdestall, *worin viele gute Pferde, besonders Engländer, befindlich, die aber meist nach meinem Geschmack zu fein sind; recht gut gehalten sind sie und man sieht, daß der Herzog seine Freude daran hat* (S. 238 f.).

1786

Im Januar 1786 unternahm Herzog KARL EUGEN eine Fahrt nach Mömpelgard, um dort seinen Bruder FRIEDRICH mit Gemahlin zu besuchen. Dabei fand er *die Chausseen (Straßen) im Elsaß im Grund verdorben und die Pferde schlecht* (S. 251).

Zwischen 3. Februar und 9. März machte der Herzog abermals eine Fahrt nach Niederdeutschland, um sich dort wieder als Pferdekäufer zu betätigen. Am 17. Februar besuchte er schon früh 8 Uhr den Roßhändler PETERSEN in Harburg bei Hamburg, besah dessen Pferdeställe und kaufte vier Rappen und einen Braunen *für meine Cavallerie*, zu 26 L. d'or à 9 fl. das Stück (S. 263). Am 19. Februar fuhr er nach Altona, wo er beim Pferdehändler Julius zwei Hengste erhandelte: einen Braunen mit vier weißen Füßen und einen Rappen, jeden zu zwei 50 L. d'or à 9 fl.

Um eine größere Auswahl bei seinen Pferdekäufen zu haben, hatte KARL EUGEN, wie er zum 20. Februar notiert, im Lande Holstein bekannt machen lassen, *daß, wer schöne Hengste zu verkaufen hat, solche auf heute (20. 2.) nach Elmshorn, 5 Meilen von Hamburg, bringen könnte*. Er berichtet dann, daß er mit seiner Begleitung früh 7 Uhr von Hamburg aufgebrochen und um 11 Uhr in Elmshorn angekommen sei. Er fand eine Menge Hengste beisammen, aus denen er 5 erkaufte.

Auf der Rückfahrt aus Niederdeutschland wurden dem

Herzog nach Besuch der hl. Messe, da er das katholische Sonntagsgebot soweit nur möglich auch auf den Reisen zu halten gewohnt war –, in Schwerin am Sonntag, dem 26. Mai, einige Pferde vorgeführt und zum Kauf angeboten; doch *sie gefielen mir sämtliche nicht* (S. 268).

Anders war es in Marburg. Noch *ehe wir uns in den Wagen (zur Abfahrt) setzten, kaufte ich einen hübschen braunen Hengst für 40 L. d'or à 9 fl.* (S. 272).

Anfangs November 1786 nahm der Herzog am 400jährigen Jubiläum der Universität Heidelberg teil. Die ganze Feier machte ihm keinen sonderlich guten Eindruck. Nach Tisch besah er sich die Pferde des in Heidelberg in Garnison liegenden Dragonerregiments, *welche in schlechtem Zustand sind* (S. 275).

Auf einer letzten Fahrt des Jahres 1786, diesmal ins Schwäbische Land, kam KARL EUGEN am 16. Dezember in die Reichsabtei Elchingen (Oberelchingen) bei Ulm. Schon in drei Stunden Entfernung wurde er in Westerstetten durch den Prior des Klosters namens seines Reichsprälaten begrüßt. Zugleich ward von Seite der Reichsabtei *ein Zug von 6 Pferden dahingeschickt worden* (S. 279 f.), um auf diese Weise den Herzog mit seiner kleinen Begleitung nach Elchingen zu bringen. Man wußte in den Stiftern wohl, was sich einem Herzog von Württemberg gegenüber geziemte. Man sieht aber auch, daß man in der Abtei zu Elchingen, wie wohl in den meisten damaligen größeren Klöstern der alten Orden, eine Reihe von Pferden sowohl für Seelsorgsritte wie für Fahrten übers Land oder zum Empfang fürstlicher Besucher zu halten genötigt war.

1787

Nur ein einzigesmal ist in den Reisetagebüchern des Herzogs KARL EUGEN sein Gestüt in Marbach namentlich genannt und zwar zum 14. Dezember 1787 (S. 312), wo er gegen abends 6 Uhr ankam und übernachtete. Näheres berichtet er aber darüber nicht, außer, daß er vor Tisch *noch einen Augenblick in den Stall ging*.

Mit dem gleichen Gestüt in Marbach ist wohl auch der Erwerb einer Goldfalthstute mit weißen Extremitäten in Husum im Jahre 1787 gemeint, die er *in das Gestüt* bringen lassen wollte. Auch die meisten übrigen Pferde hat er wohl über Stuttgart nach Marbach bringen lassen. Auch im Jahr 1789 wird die Sorge um sein Gestüt ausdrücklich hervorgehoben.

1789

Anfangs dieses Jahres machte der Herzog eine längere Reise nach Paris und London. Die kgl. Stallungen in Paris hatte er schon bei einem früheren Besuch im Jahr 1787 angesehen (S. 299). Im Jahr 1789 besichtigte er dabei Reitvorführungen im kgl. Reithaus und meinte dazu: *Pferde und Reiterei sehen sich gleich und ist da gewiß nichts zu lernen* (S. 323) – gewiß ein recht abschätziges Urteil!

Am 4. Februar fuhr der Herzog zu einem normannischen, wohl aus der Bretagne stammenden Pferdehändler, um mit ihm einen Handel auf 12 Hengstrappen für sein Landgestüt abzuschließen. Doch scheiterte ein Übereinkommen. Der Herzog suchte noch einen weiteren Händ-

ler aus England auf, aber bei diesem *war nichts zu sehen*, was ihm gefallen und zum Kauf gereizt hätte (S. 325). Wie in Nordfrankreich, so besuchte KARL EUGEN auch in London und von dort aus verschiedene Pferdehändler zu wiederholten Malen, nahm auch deren Pferde in gründlichen Augenschein, konnte sich aber auch diesmal zu keinem Kauf entschließen. Besichtigungen und Verhandlungen fanden zwischen 5.–22. März wenigstens sechs-mal statt.

Am 23. April konnte der Herzog in London den Einzug des englischen Königs in die St.-Pauls-Kathedrale miterleben. Nach seiner Schilderung *bestand der Festzug aus 250 zweispännigen Wagen*; den Schluß bildeten der König mit der Königin *in einem achtpännigen Wagen*, begleitet von zwei Hofwagen. Der Aufzug war sicherlich sehr prunkvoll – für gewöhnliche Menschen. Herzog KARL EUGEN hingegen gesteht, daß *die Equipagen gar nicht schön und ganz keine Pracht dabei* (S. 356) gewesen sei – ein Zeichen, daß er all die Dinge des königlichen Hofes mit recht kritischen Augen betrachtete, wie er das auch bei all seinen Pferdebesichtigungen und Käufen gewohnt war.

1791

Ein ähnliches kritisches Urteil äußerte er, als er am 19. Februar 1791 in Amsterdam *die holländische Manege* (Zirkus)

besuchte. Nach dem herzoglichen Urteil war sie zwar *sehr zahlreich an Pferden und Scholaren*, doch war sie nach seiner Meinung *mit keiner Ordnung verknüpft* (S. 372) – es fehlte offenbar nach seinem Eindruck bei den Aufführungen an der rechten Regie.

Herzog KARL EUGEN von Württemberg hat noch manch andere Reisen gemacht, von denen uns keine Tagebücher überkommen oder wenigstens nicht veröffentlicht sind. Seine Interessen waren dabei jeweils sehr vielseitig. Eines derselben, das ihm wohl mit am meisten am Herzen lag, war die Liebe zum Pferd und die Sorge um sein Gestüt in Marbach. Um dessen Förderung willen vor allem nahm er bereitwillig all die Schwierigkeiten auf sich, die mit den weiten Reisen, den Unbequemlichkeiten der Fahrten auf denkbar schlechten Straßen, den oft kalten und üblen Wetterbedingungen, den eigenen mannigfachen Leibesbeschwerden verbunden waren. Seine treue Begleiterin war dabei fast immer FRANZISKA von Hohenheim, seine Freundin und Gemahlin, die ihn wie selten ein Mensch verstand.

Eduard Mörike und der Waiblinger Oberamtsrichter Karl Mayer

Wilhelm Glässner

Herrn Prof. Otto Heuschele (Waiblingen) zugeeignet

Im Jahre 1975 wurde vielseitig des 100. Todestages von EDUARD MÖRIKE gedacht. Zwischen dem Cleversulzbacher Pfarrer und dem Waiblinger Oberamtsrichter KARL MAYER bestand eine Jahrzehnte währende echte Freundschaft, um die oft gerätselt wird. Da MAYER nicht zu den bedeutendsten Dichtern jener Zeit gehörte, sind bisher die menschlichen Beziehungen nie ernsthaft untersucht worden. Sogar die beiden ersten gegenseitigen Besuche im August 1840 in Cleversulzbach und im Juni 1841 in Waiblingen, die die Freundschaft wesentlich bestärkten, waren bisher unrichtig überliefert. Der Schriftverkehr der langsam entstehenden Freundschaft gibt darüber überraschende Aufschlüsse.¹ KARL MAYER berichtet in seinen Lebenserinnerungen² bei der Aufzählung der vielen namhaften Besucher und Freunde in seinem gastlichen Hause in Waiblingen: *Innige Freude verdanke ich einem mit Justinus Kerner und Hermann Kurz bei Eduard Mörike, damaligen Pfarrer in Cleversulzbach, gemachten ersten Besuche und noch glücklicher machte mich dessen Erwiderung, durch die uns Mörike mit seiner Schwester Clara einige Tage in Waiblingen verschönerte.*

KARL MAYER (1786–1870) war von 1824 bis 1843 Oberamtsrichter in Waiblingen mit dem Titel Oberjustizrat. Er amtierte und wohnte in dem mächtigen dreigeschossigen, mit einem ebenso hohen Giebel versehenen Oberamtsgericht am Marktplatz 2.³ MAYER war der gesellige Mittelpunkt jener freundschaftlichen Verbindung zwischen UHLAND, KERNER und SCHWAB, die von Zeitgenossen außerhalb Württembergs mit einem gewissen Unterton als «Schwäbische Dichterschule» bezeichnet worden ist. Während HEINRICH HEINE 1838 in seinem satirischen «Schwabenspiegel»⁴ zu der «Schwäbischen Schule» noch WOLFGANG MENZEL (1798–1873) und GUSTAV PFIZER (1807–1890) zählte, führte 1842 FRIEDRICH NOTTER in «Die schwäbische Dichterschule»⁵ noch EDUARD MÖRIKE auf. Darüber hinaus hatte MAYER viele Freunde, auch außerhalb der Landesgrenze, die er selbst besuchte oder die bei ihm zu Gast waren.

KARL MAYER begann, abgesehen von den frühen Versuchen in jungen Jahren, um 1826 mit seinem poetischen Schaffen⁶; ab 1831 trat er mit seinen Gedichten in die Öffentlichkeit. Darüber schrieb er in seinem Album⁷: *Da jene kleine Gedichte hin und wieder meinen Freunden gefielen, so fanden manche bald auch*



den Weg ins «Morgenblatt», die damaligen Musenalmanache etc., bis es durch Lenaus freiwillige Vermittlung bei Cotta, dem Vater, im Jahre 1833 zur Herausgabe meiner «Lieder» und später bei Cotta, dem Sohn, im Jahre 1839, zur zweiten Ausgabe (meiner), Gedichte kam.⁸ Überraschend war es mir, daß so kunst- und absichtslose poetische Bestrebungen eine Zeitlang so viele Beachtung fanden und daß ich nach und nach aufmunternde Grüße, Zuschriften, Einladungen, Zusendungen etc. erleben durfte. Auf diese Weise entstand auch die Freundschaft mit EDUARD MÖRIKE.

MAYERS Stärke lag – vor allem in späteren Jahren – weniger in seinem dichterischen Schaffen als in seiner überzeugenden Menschlichkeit, in seiner Ausstrahlungs- und Anziehungskraft, seiner Herzlichkeit, seiner Hilfsbereitschaft und Kontaktstärke.⁹ Alles dies würde man in den vorhandenen ersten MAYER-Bildern nicht vermuten.

MÖRIKE kannte zu dieser Zeit noch nicht MAYERS ersten Gedichtband «Lieder» (1833). Diesen Band erbat er sich für einen Vergleich erst im Jahre 1842.¹⁰ MAYERS Gedichtchen fanden Eingang in den «Musenalmanachen für 1831» und 1832 von AMADEUS WENDT.¹¹ A. v. CHAMISSO und GUSTAV SCHWAB hatten in ihrem «Deutschen Musenalmanach für das Jahr 1834» zwanzig «Lieder von KARL MAYER» aufgenommen.¹² Außerdem veröffentlichte WOLF-

GANG MENZEL (COTTA) im «Morgenblatt für gebildete Stände» 1834 und 1835 wiederholt MAYERSche Lieder.¹³

Schon Anfang November 1833 schrieb MÖRIKE von seiner Vikarstelle in Weilheim-Teck an seinen Jugendfreund FRIEDRICH THEODOR VISCHER u. a.:¹⁴ . . . Der Musenalmanach, durch einen Zufall verspätet, hat sich vor etlichen Wochen auch bei mir eingestellt . . . Unter andern war ich auf den sonst so braven Karl Mayer begierig; allein mir deucht, er habe mit seinen kleinen gedüftelten Frühlings-Überschwänglichkeiten ganz allernächstens ausgezirpt. MÖRIKE ist also anfänglich sehr kritisch, gewinnt aber bald Freude an MAYERS kleinen gefühlsbetonten Naturgedichten. Später bedauerte MÖRIKE diese rasche Kritik.

EDUARD MÖRIKE war im Sommer 1834 nach über siebenjähriger Wanderung über elf Vikar- und Pfarrverweserstellen auf die ständige, 600 Einwohner zählende Pfarrei Cleversulzbach im Oberamt Neckarsulm und dem mäßigen Jahresgehalt von 600 Gulden ernannt worden.¹⁵ Ganz in der Nähe befand sich in Neuenstadt das Dekanat, wo auch ein Verwandter Apotheker war, und nicht weit entfernt amtierte der Arzt und Dichter JUSTINUS KERNER, der Freund von LUDWIG UHLAND in Tübingen, GUSTAV SCHWAB in Stuttgart und KARL MAYER in Waiblingen. JUSTINUS KERNER stellte später zwischen EDUARD MÖRIKE und KARL MAYER den persönlichen Kontakt her.¹⁶

EDUARD MÖRIKE versprach – zwei Tage nach seiner Investitur – in einem Brief an den Verleger BALZ in Stuttgart vom 5. 8. 1834 wegen der Vorbereitung eines künftigen Jahrbuchs:¹⁷ An Uhland, Schwab und Kerner, auch, wenn ich seinen Aufenthalt erfahre, an Mayer, will ich zur rechten Zeit schreiben! Ob er tatsächlich geschrieben hat, ist nicht bekannt und auch nicht anzunehmen.

Das von EDUARD MÖRIKE und WILHELM ZIMMERMANN herausgegebene «Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten» von 1836 muß schon im Herbst 1835 druckfertig gewesen sein, denn der «Württ. Landbote» berichtete am 31. 10. 1835 über die Publikation.¹⁸ Das Jahrbuch enthält zwölf «Lieder von KARL MAYER.» Wahrscheinlich bestanden damals Verbindungen zwischen MAYER und ZIMMERMANN, auch wenn ersterer in seiner Autobiographie diesen nie erwähnt, vermutlich wegen dessen späterer «linken» Einstellung im Landtag.¹⁹

MÖRIKES erster Brief an MAYER

Im Jahre 1838 erschien bei COTTA MÖRIKES erste Gedichtausgabe mit 143 Gedichten. MÖRIKE nahm nun die Gelegenheit wahr, mit dem Waiblinger

Oberjustizrat und Poeten Verbindung aufzunehmen. Er sandte MAYER seine «Gedichte» mit folgendem Begleittext:²⁰

«Verehrtester Herr!

Erlauben Sie mir das Vergnügen, Ihnen durch Übersendung dieser Gedichte einen kleinen Beweis der wahrhaften Hochachtung und innigen Zuneigung zu geben, die Ihre Muse mir eingeflößt hat, und womit ich verharre Euer Wohlgeboren gehorsamster Eduard Mörike.

Cleversulzbach, Oberamt Neckarsulm,

den 10. September 1838.»

Außerdem lag auf einem gesonderten Zettel folgende Widmung bei:

«Der sie dir sendet aus der Ferne,

Um deine Liebe würb' er gerne:

Mich dünke, es wirbt sich noch so schön,

Wenn zwei so weit auseinanderstehn,

Und nie mit Augen sich gesehen. M.» (Mörike)

MAYER fügte später dem Original bei: *Dieses war in dem mir von Mörike geschickten Exemplar der ersten Ausgabe seiner Gedichte enthalten.*

MAYER hatte zu dieser Zeit Gerichtsferien und war wieder auf Wanderschaft, diesmal auf Rundreise bei seiner Schwester AUGUSTE (1789–1843) in Heilbronn, der Witwe des Stadtschultheißen BRUCKMANN, und bei seinem Bruder FRIEDRICH MAYER (1794–1884), Hüttenkassier in Wasserralfingen. Unterwegs kehrte er bei KERNER in Weinsberg ein und erfuhr dort von MÖRIKES Gedichtband. In Wasserralfingen brachte ihm sein Sohn KARL (1819–1889) – der später bekannte Demokrat – die beglückende Nachricht von MÖRIKES Sendung, die MAYER zum sofortigen Dankeschreiben und ersten Brief an MÖRIKE veranlaßte:²¹

«Wasserralfingen, den 21. September 1838.

Verehrtester Freund!

Nach längerem Aufenthalt in Heilbronn . . . war ich letzten Montag bei unserem Freunde Justinus Kerner in Weinsberg über Mittag, Er . . . trug Ihre kürzlich erhaltene Gedichtsammlung buchstäblich auf dem Herzen, indem er sie voll Lieb an sich drückend, manchmal hervorzog und uns das heitere Mahl mit mehreren Ihrer humoristischen Gedichten würzte. Ich freute mich für ihn über den beglückenden Besitz der Lieder, die ich mir gleich nach meiner Rückkunft auch verschaffen wollte, und hatte keine Ahnung davon, daß ich sie demnächst Ihrer eigenen Güte als in jeder Beziehung wertvolles Geschenk verdanken sollte.

Von Kerner aus auf meiner gegenwärtigen Urlaubsreise über Murrhardt und den Welzheimer Wald hieher, . . . traf ich hier meinen Sohn, den juris studiosus Carl Mayer, der mir von Waiblingen hierher entgegengegangen war und mich hier mit der Nachricht überraschte, welch freundliche Worte, welch schöne Gabe mich von Ihnen bei meiner Rückkunft nach Waiblingen erwarten.

Nehmen Sie dafür meinen innigsten, freundlichsten Dank und seien Sie zum voraus überzeugt, daß Sie nicht

nur durch den Genuß Ihrer Lieder, sondern auch durch diesen Beweis Ihrer Zuneigung mich zu einem Glücklichen gemacht haben. Möchte ich im Stande sein, Ihnen auf unserm Lebenswege einmal ähnliche Freude bereiten zu können! Aber Sie müssen bei mir schon einmal vorliebnehmen mit den Gesinnungen der herzlichsten Hochachtung, der freundlichsten Ergebenheit, mit denen ich bin der Ihrige Carl Mayer, Oberamtsrichter in Waiblingen.»

MAYER schickt seinen zweiten Gedichtband

MAYERS ersehnter Wunsch ging ein Jahr später in Erfüllung. Im Jahre 1839 druckte COTTA MAYERS «zweite, sehr vermehrte Ausgabe» mit 997 Gedichten. Seinen Gedichtband ließ er mit folgenden Zeilen MÖRIKE zugehen:²²

«Verehrtester Freund!

Was machten Sie mir voriges Jahr für eine Freude mit Ihren Gedichten! Es liegt nun in der Natur der Sache, daß ein so ausgezeichnete Dichter, wie Sie, von Andern nicht gleich erfreut werden kann. Doch tut jeder gerne das Seine und ich habe ja Beweise Ihrer wohlwollendsten Gesinnung. Dieser empfiehlt das anliegende Buch und sich selbst voll herzlichster Hochachtung und Freundschaft Ihr ergebenster Mayer.

Waiblingen, am Christtag (25. 12.) 1839»

Gleichzeitig erhielt auch JUSTINUS KERNER ein Exemplar.²³

«Waiblingen, den 25. Dezember 1839.

Endlich bin ich im Besitz meiner von Cotta sehr verspäteten Gedichte und habe die Freude, Dir Dein Exemplar übergeben zu können.

Wollte der Himmel, sie wären so küßenswert als die Mörikschen, die Du im Herbst des vorigen Jahres oft während des Essens aus der Brusttasche herauszogst, herzttest und küßttest! Wegen der meinigen wirst Du ruhig essen können. Niembsch (Lenau) und andere werden sagen, daß der Band viel zu dick geworden sei und über die Hälfte weggelassen sein sollte. Ich bin selbst der Ansicht und sehe daher nicht ohne Angst dem Spott und der Schande entgegen, die sich mir bereiten werden . . . Laß das Recepisse (= Empfangsbescheinigung) für die Gedichte nicht zu kurz sein und schreibe mir von Euch Lieben alle. Ich aber bitte um Erlaubnis, mich in Kürze befleißigen zu dürfen, weil ich meine dona auctoris (= Freiemplare des Verfassers) mit noch mehreren Episteln (= Briefe) zu begleiten habe.

Lebe wohl! Mit inniger Liebe grüßt Euch mit Weib und Kind Euer Mayer.»

KERNER antwortete darauf nur kurz:²⁴

«Geliebtester!

Am gestrigen Abend kamen Deine lieben Lieder als das schönste Neujahrsgeschenk bei mir an. Meinen innigsten Dank, Du treuer Sohn der Natur! Ich werde mir bald durch ihr Lesen einen Frühling und Sommer machen. . . . Ewig Dein Kerner.

Weinsberg, 1. Januar 1840».

Der zwei Stunden entfernt wohnende MÖRIKE wird um dieselbe Zeit das Päckchen erhalten haben. Seine Antwort ist nicht bekannt. Doch auf eine negative Äußerung seines Freundes WILHELM HARTLAUB antwortete MÖRIKE am 22. 2. 1840:²⁵
«Liebster!

. . . Was Du von Mayers Poesien schreibst, hat mich beinahe für ihn betrübt. Du solltest seine Sammlung schlechterdings genauer kennen lernen, und ich bin gewiß, Du würdest in Bewunderung und Liebe mit mir wetteifern. Hier ist sein neuester Brief. Über den Grund unseres Wohlgefallens an kleineren Gedichten im allgemeinen, wonach er fragt, habe ich näher nachgedacht und statt eines einzigen viele gefunden. Die Frage ist nicht uninteressant, und ich werde Dir meine Bemerkungen schicken. . . »

MÖRIKE schickte MAYERS Briefe später regelmäßig HARTLAUB zu, der sich bald auch seinem Freund anpaßte: *Es freut mich sehr, daß Du Dir den lieben Mayer (Gedichtband) beigelegt hast und eigentlich nicht verschieden von mir über ihn denkst . . .*, bemerkte MÖRIKE am 15. 3. 1841 gegenüber HARTLAUB.²⁶

Die erste Begegnung in Cleversulzbach

KARL MAYER berichtete später in seinem Buch «LUDWIG UHLAND, seine Freunde und Zeitgenossen» (1867) im 39. Kapitel «Aus Briefen von EDUARD MÖRIKE usw. vom Anfang der Vierzigerjahre» einleitend:²⁷

«Ein neuer, im hohen Grade anregender und für mich sehr erfreulicher Verkehr entspann sich, aus Veranlassung meiner Gedichte, allmählig mit Eduard Mörike, den ich mit Kerner und Hermann Kurz einmal von Weinsberg und Eberstadt aus in seiner damaligen Pfarrei zu Cleversulzbach besucht hatte. Ich hatte dem lebenswürdigen, teilnehmenden Freund die Handschrift meiner Gedichte mitgeteilt (= übergeben), und er schickte mir demnächst ein beträchtliches Verzeichnis der ihm zusagenden Stücke . . . »

Diese erste Begegnung hat in der letzten Augustwoche des Jahres 1840 stattgefunden. Am 12. August 1840 hatte der halbblinde KERNER seinen Freund MAYER aufgefordert, ihn doch zu besuchen.²⁸ Zu dieser Zeit hielt sich HERMANN KURZ in Weinsberg, Eberstadt und Holzen auf.²⁹ Am Montag, dem 31. August 1840, schrieb MÖRIKES Schwester CLARA an HARTLAUB u. a.:³⁰ *In voriger Woche hatten wir werte Gäste: Dr. Kerner und Oberjustizrat Mayer, der Dichter, waren da . . .* Allerdings erwähnt die Schreiberin nicht, daß MAYER von seinem 21jährigen Sohn CARL begleitet und zufällig auch HERMANN KURZ, aus Eberstadt kommend, in Cleversulzbach anwesend war. Auf diese Begegnung bezieht sich der Brief MÖRIKES vom 19. Oktober 1840 an WILHELM HARTLAUB:³¹

« . . . Ein Sohn Carl Mayers, Tübinger juris studiosus, welcher auf Ostern absolvierte, erzählte mir, es habe der Poet (Freiligrath) die erste Nacht in Stuttgart auf der Polizei zubringen müssen . . . »

Der junge Mayer hat mir – auf meine Aufforderung ganz ungezwungen und gelegentlich im Garten in der untern Laube – Gedichte von sich gelesen, die mir sehr gut gefallen. Er tut vor seinem Vater und jedermann geheim damit. Der erstere erzählt mir mit vieler Liebenswürdigkeit, daß er in seinem Sohn einen bösen Kritiker habe. Der aber sagte nachher, sein Vater sei empfindlich auf den Punkt, wie sein Freund Kerner. . . »

Mayer, der ältere, spricht nicht viel, sitzt bescheiden und freundlich aufmerksam da; was er damals sagte, könnte jeder andere Oberjustizrat auch gesagt haben. Nicht leicht aber hab' ich einen neuen lieben Bekannten gegenüber es so gefühlt, wie mir das Herz im Busen sich zu ihm hinbewegte. Ich sah ihn ein paarmal, indes die andern, der Kerner und Kurz, plauderten, so an; da kam auf einmal jene Rührung über mich, mit der man etwa ein Mädchen betrachtet, das eine heimliche Liebe hat, welche man ihm verkümmert. Ich meine sein unglaublich zärtliches Verhältnis zur Natur; Du verstehst mich ja wohl. Wie herzlich hab ich ihm im Stillen das Unrecht abgebeten, das auch ich ihm früher auf ein paar Verse hin getan, die mir gerade vor die Augen kamen! Nachher begleiteten wir, Clärchen und ich, die drei Leute durch den Wald hinauf. Da waren denn vier schwäbische Poeten beieinander, die weder auf Schimpf noch auf Lob zusammenkamen. . . »

Schon am 2. September 1840 schrieb EDUARD MÖRIKE an K. FR. SCHNITZER über MAYERS Besuch:³²

«Neulich brachte mir Kerner den trefflichen C. Mayer, dessen Bekanntschaft ich noch nicht gemacht hatte. Es war mir ein großes Vergnügen, diese alten Freunde miteinander zu sehen und zu hören, daß sie, was die dunklen Gebiete betrifft, in vollkommener Opposition sind, – . . . »

In dieser ersten Begegnung lag einer der wesentlichen Anlässe, die zu der lebenslangen Freundschaft führten. Es entwickelte sich nun zwischen den beiden neuen Freunden ein anregender und herzlicher Briefverkehr. MÖRIKES Stilgebung ist aber im Vergleich zu den Briefen an die engen Freunde etwas offizieller, da er wahrscheinlich in dem Oberjustizrat einen Höhergestellten sah.

Der Briefwechsel beginnt

Am 25. November 1840 erhielt MAYER mit den ersten kritischen Bemerkungen «Die klassische Blumenlese»³³ und am 15. Januar 1841 hoffte MÖRIKE auf einen baldigen Gegenbesuch in Waiblingen.³⁴ Bei der Begegnung in Cleversulzbach hatte MAYER seinem Gastgeber neue Gedichte zur Beurteilung übergeben. MÖRIKE brachte in den beiden Briefen vom 25. November 1840 und 15. Januar 1841 seine

kritischen Bemerkungen zu MAYERS Liedern zum Ausdruck, fand aber in dem zweiten Brief bei seiner allgemeinen Stellungnahme überzeugend sehr lobende Worte für MAYERS kleine Naturpoesie:

«Diese Poesien sind, ihrer zahlreichen Art nach, dergestalt aus dem innersten Naturleben heraus empfunden, und umgekehrt, in ihm hat der Dichter eine solche Fülle und Tiefe seines Subjekts auf die Gegenstände, bis zur rührendsten Personifikation, übertragen, daß ich mich ebenso oft mit Bewunderung und Liebe in die Anschauung seines Gemüts verlor, als über seine Virtuosität erstaunt war. Einer der wesentlichen Reize Ihrer Gedichte besteht m. E. in ihrer engen Begrenzung . . .»

In dieser Anerkennung und der gemeinsamen Liebe zur Natur lagen mit die Wurzeln der begonnenen Freundschaft. MÖRIKES Zuneigung kommt, angeregt von MAYERS Gedichten, in der beigelegten Widmung zum Ausdruck.³⁵

An Karl Mayer

Dem gefangenen, betrübten Manne
hinter seinen dichten Eisenstäben,
Wenn ihm jemand deine holden Lieder
Aufs Gesimse seines Fensters legte,
Wo die liebe Sonne sich ein Stündlein
Täglich einstellt, handbreit nur ein Streifchen:
O wie schimmerten ihm Wald und Auen
Sommerlich, die stillen Wiesengründe!
O wie hastig irrten seine Schritte
Durch die tausend Lieblichkeiten alle,
Ohne Wahl, was er zuerst begrüße:
Ob das Dörflein in der Sonntagsfrühe,
Wo die frische Dirne sich im Gärtchen
Einen Busenstrauß zur Kirche holet,
Ob die Trümmer, wo das Laub der Birke,
Herbstlich rieselt aufs Gestein hernieder,
Drüberhin der Weih im Fluge schreiend,
Und den See dort einsam in der Wildnis,
Übergrünet von frischen Wasserlinsen.

Wär ich, wär ich selber der Gefangene!
Sperrten sie mich ein auf sieben Monde!
Herzlich wollt ich dann des Schließers lachen,
Wenn er dreifach meine Tür verschlösse,
Mich allein mit meinem Büchlein lassend.

Aber wenn doch endlich insgeheime
Eine tiefe Sehnsucht mich beschliche,
Daß ich trauerte um Wald und Wiesen?
Ha, wie sehn ich mich, mich so zu sehnen!

Reizend wärs, den Jäger zu beneiden,
Der in Freiheit atmet Waldesatem,
Und den Hirten, wenn er nach Mittage
Ruhig am besonnten Hügel lehnet.

Sieh, so seltsam sind des Herzens Wünsche,
Das sich müßig fühlt im Überflusse.

MÖRIKE bemerkte hierzu: *Beiliegende Verse liegen längst für Sie bereit; . . . ich will diese kleine Widmung nicht länger zurückhalten.* Und zu Freund HARTLAUB, dem er am 29. Januar 1841 eine Abschrift übersandte, bekannte er:³⁶ *Diese Verse an K. Mayer sind mir aus der Seele gekommen. Ich sandte sie ihm nebst einer kleinen Rezension seiner Gedichte, meinem Versprechen gemäß mit einem Verzeichnis der Stücke, die ich für die vorzüglichsten erkenne.*

Am Schluß des Briefes vom 15. Januar 1841 an MAYER drückte MÖRIKE erstmals den Wunsch aus, MAYER in Waiblingen zu besuchen: . . . *Ich möchte Sie gar zu gerne auch einmal unter den Ihrigen und, um die Feierstunde, selbst auf Ihrer Kanzleistube sehen! Die Stadt mit den drei Türmen, die ich in meinem Leben noch nicht sah, wäre mir gleichfalls merkwürdig (= sehenswert). Im Sommer könnte es ja doch einmal geschehen. . .*

MÖRIKE erwähnt hier das von MAYER auf Waiblingen bezogene Gedicht «Das Städtchen» im zweiten Gedichtband von 1839:³⁷

Das Städtchen

Auf Wiesen, von Gewässern satt,
In Erlen, Pappeln liegt die Stadt.
Drei Türme groß und andre klein
Entragen ihrem Hügelrain.

Das Schloß am Flusse steht nicht mehr,
Fast ist die Stätte trümmerleer,
Still, ungesucht und ungenannt;
Die Seinen waren weltbekannt.

Es führt der Bogenbrücke Pfad
Zur Hügelkirche am Gestad.
Und wackrer Menschen bunter Strom
Wallt noch hinab zum werten Dom.

Noch zeigt ein steinern schöner Turm
Sich dort gewachsen jedem Sturm.
Alt, winddurchblasen steht dabei
Noch die Kapelle, fensterfrei.

Auch Linden sind ums Städtchen her,
Viel Bäume, birnen-, äpfelschwer;
Und Dörfer, Reben, Ährenland
Sind nahe, Gutes mancherhand.

Von allen Städten, prangend, groß,
Sag ich mich, still gesammelt, los,
Und nehme, wenn es Gott gefiel,
Dich, Städtchen, als mein irdisch Ziel!

MAYER war über MÖRIKES Brief überglücklich, wie aus seiner Antwort vom 6. Februar 1841 hervorgeht:³⁸

«Verehrtester Freund!

Am ersten Sonntag (24. 1.) nach Empfang Ihrer reichhaltigen Sendung trug ich meine Freude darüber nach Tübingen, wo nicht nur mein [Sohn] Carl daran den frohesten Anteil nahm, sondern auch Uhland sich Ihres schönen Briefes erfreute. Am zweiten Sonntag (31. 1.) hatte ich Gäste, . . . so verspätete sich mein Dank . . .»

An den beiden nächsten Sonntagen eilte MAYER zu seinem Vater nach Stuttgart und dann zu KERNER in Weinsberg (14. Februar).³⁹

MAYER lud in dem erwähnten Brief MÖRIKE nach Waiblingen ein: . . . *Sie eröffnen mir und uns allen die ganz erwünschteste Aussicht, wenn Sie uns einen Besuch in der schönen Jahreszeit versprechen . . . Wir wollen dann an manches liebe Plätzchen herumwandern, das auch Sie ansprechen wird . . .*

MÖRIKES Besuch in Waiblingen

Am 7. März 1841 war MAYERS Vater und am 26. April 1841 MÖRIKES Mutter gestorben. Die gegenseitige Anteilnahme brachte die beiden Männer weiter menschlich näher, wie aus dem Briefwechsel hervorgeht.⁴⁰ MAYER wiederholte in seinem Brief vom 30. April 1841 seine Einladung:⁴¹ *Für jetzt meine ich, sollten Sie mit Fräulein Clara eine Frühlings- und Erholungsreise machen, und dann bitten wir, möchten Sie es sich beide auch in unserem Hause gefallen lassen, wo Sie uns viel von Ihrer Frau Mutter erzählen und gewiß aufmerksame Zuhörer finden sollen. Tun Sie es und kommen Sie zu Ihrem aufrichtigen Freunde C. Mayer.* Die Regelung der ökonomischen Sachen anlässlich des Todes der Mutter und der Kummer über seinen ältesten Bruder KARL, der als Strafgefangener in Ludwigsburg eingesperrt war, zwangen MÖRIKE zum Besuch der Verwandten, wie er u. a. am 21. Juni 1841 an JUSTINUS KERNER schrieb.⁴² *Gegenwärtig aber bin ich mit Kopf und Händen (denn das Herz darf nicht dabei zum Worte kommen) durch einen Schwall von Familiengeschäften der unerfreulichsten Art eingenommen . . . So war ich kürzlich zu einer Reise nach Ludwigsburg und Schorndorf zu meinen nächsten Angehörigen genötigt und werde demnächst eine ähnliche wieder machen müssen . . . Auf meiner Reise über Waiblingen habe ich unsern teuren Mayer aufgesucht und mit Klärchen bei ihm übernachtet. Da ging mir einmal das Herz wieder auf und war mir wie bei lauter Blutsverwandten!* Diese Reise unternahm MÖRIKE von Mittwoch bis Freitag der ersten Juniwoche des Jahres 1841, denn in seinem Hauskalender vermerkte er:⁴³ 2., 3., 4. *Mit Klärchen nach Ludwigsburg, den I(lieben) Karl zu besuchen; nach Schorndorf gereist. In Waiblingen den I(lieben) Karl Mayer besucht und auf dem Rückweg bei ihm übernachtet.*

Demnach besuchte MÖRIKE am Mittwoch, dem 2. Juni 1841, auf der Durchreise KARL MAYER in seinem Amtssitz am Marktplatz, und am folgenden Tag auf dem Rückweg von Donnerstag auf Freitag übernachtete EDUARD MÖRIKE mit seiner Schwester KLARA in Waiblingen. An seinen Freund HARTLAUB schrieb er später:⁴⁴ *Klärchen schreibt von unserer Reise und wie wohl es uns beim guten Mayer wurde.* (Leider ist dieser KLÄRCHENbrief nicht erhalten.) Wahrscheinlich hatte Vetter und Apotheker MÖRIKE in Neuenstadt den beiden Geschwistern Kutsche, Pferd und Kutscher für die Reise zur Verfügung gestellt.⁴⁵

Der junge MAYER befolgt MÖRIKES Rat

MÖRIKE schrieb seinen undatierten Dankesbrief nicht an Vater MAYER, sondern an dessen Sohn. *An den jungen Mayer in Waiblingen*, vermerkte MÖRIKE auf seinem Konzept.⁴⁶

«Verehrter, lieber Freund!

Wir sind an dem bewußten Freitag wohlbehalten und noch bei guter Abendzeit nach Haus gekommen. Zwar wiederholte unser böser Gaul sein tolles Wesen noch etlichmal, stand plötzlich still, sobald er den Kutscher nicht mehr an seiner Seite sah, und dieser mußte sich, um nur von Zeit zu Zeit ein wenig auf dem Bock zu sitzen, mit aller List hinaufstehlen. Zu Ludwigsburg bekam er Scheuler und schien sich auch des Heimwegs wieder zu erinnern, so daß er ohne Anstoß fort bis Neuenstadt rannte, von wo wir vollends zu Fuß hieher gingen.

Wir redeten noch viel von Waiblingen, von der herzlichen Aufnahme, welche wir fanden, und von den sämtlichen Persönlichkeiten. Es war mir so garnicht, als wenn ich mich das erstemal in Ihrem lieben Kreis befände! und außen vor der Stadt wurde ich still und wehmütig, daß alles so schnell vorbeiging. Mein Trost war aber, daß ich wiederkomme.

Ihre Gedichte zog ich bald hervor und las sie wiederholt zu Hause. Ich fand in ihnen dieselbe Verbindung von Zartheit, Frische und Stärke, und jenes naive Gepräge, das mich so sehr für die frühern einnahm . . .»

Der junge MAYER hatte schon beim Besuch in Cleversulzbach im August 1840 seine Gedichte MÖRIKE vorgetragen, worauf sich die Bemerkung MÖRIKES bezieht. In dem Brief beschäftigte sich MÖRIKE weiter mit den Gedichten des jungen MAYER, die dieser ihm beim Besuch in Waiblingen mitgegeben hatte, vor allem mit dem Gedicht «Der blanke Mondschein». Am Schluß empfahl MÖRIKE dem jungen MAYER: *Würden Sie aber ein Jahr lang völlig aussetzen, Sie sollten sehen, was sich dann auf einmal bilden müßte.* In seiner Antwort vom 15. Juli 1841 versprach der Studiosus, die Empfehlung einzuhalten, zumal er vor seinem Examen stand.⁴⁷

Vater MAYER griff aber in seinem angeschlossenen

Begleitbrief MÖRIKES Versprechen, wieder zu kommen, auf und fügte hinzu: *Übrigens halte ich mich an Ihr Wort, daß Sie in diesem Jahre mit Fräulein Clärchen, die ich von Herzen grüße, auch noch zu uns kommen werden und bin voll Hoffnung und liebender Verehrung Ihr Freund C. Mayer.*

EDUARD MÖRIKE tröstet KARL MAYER

Im Frühjahr 1842 sandte MAYER ein grünes Büchlein «Neuere Gedichte» auf 135 Seiten an MÖRIKE.⁴⁸ Von diesen Gedichten schrieb MÖRIKE *die nettesten* ab und gab auch eine Probe an JUSTINUS KERNER. Nachdem MÖRIKE WILHELM WAIBLINGERS Gedichte redigiert hatte,⁴⁹ befaßte er sich immer mehr mit MAYERS umfangreichen Sendungen. Der Briefverkehr mit ihm enthielt von beiden Seiten auch vieles Persönliche.

Als in diesem Jahr NOTTERS Rezension «Die schwäbische Dichterschule»⁵⁰ Kritik über MAYER enthielt und letzterer sich gegenüber MÖRIKE zu rechtfertigen suchte⁵¹, tröstete ihn MÖRIKE am 27. November 1842 mit einer ausführlichen allgemeinen positiven Beurteilung.⁵² *Nur Mörike in seinem abgeschiedenen Cleversulzbach hängt noch an mir und hat mir neulich eine briefliche Antikritik gegen Notter gesendet, die mir sehr tröstlich war*, bekannte MAYER in einem Brief vom 17. Dezember 1842 an KERNER.⁵³ Fast scheint es so, die beiden brauchten einander.

Das gegenseitige Verstehen und die gleichen Interessen führte die beiden Briefschreiber immer mehr zusammen. In der Zeit von November 1840 bis November 1842 schrieb MÖRIKE sechs Briefe an KARL MAYER, während er von demselben bis Januar 1843 acht Briefe erhalten hat.⁵⁴ Alle Briefe hatten einen beträchtlichen Umfang, wobei die Briefschreiber häufig auch zum Grundsätzlichen Stellung nahmen. Dabei fehlte nicht das Persönliche und Familiäre.

Obwohl MAYER seine Einladungen mehrmals wiederholte, kam es in dieser Zeit zu keiner persönlichen Begegnung mehr. Im Frühjahr 1843 wurde MAYER endlich nach Tübingen als wirklicher Oberjustizrat an dem Gerichtshof für den Schwarzwaldkreis versetzt. MÖRIKE mußte sich am Ende des Jahres aus gesundheitlichen Gründen, erst 39 Jahre alt, pensionieren lassen.

«... wie bei einem Blutsverwandten»

Die Freundschaft der beiden Männer entstand entsprechend ihrem Wesen nur zaghaft, festigte sich aber durch gegenseitiges Verstehen im Laufe der Jahre. Dies geschah während EDUARD MÖRIKES

Cleversulzbacher und KARL MAYERS Waiblinger Amtszeit. Beide hatten verschiedene gleichartige Gemeinsamkeiten.

Ehe die beiden persönliche Kontakte aufnahmen, schätze MÖRIKE MAYERS kleine Naturpoesien, denn beide liebten die Natur. Der jüngere 34jährige MÖRIKE suchte deshalb die Verbindung zu dem älteren 52jährigen MAYER mit der Übersendung seines Gedichtbandes im Jahre 1838.

Bescheidenheit und Zurückhaltung, die beide auszeichneten, führte zunächst zu keinen weiteren Kontakten. MAYER schickte lediglich im folgenden Jahre 1839 seinen zweiten Gedichtband. Vielleicht hatte MÖRIKE sich nicht einmal bedankt? Obwohl MAYER häufig seine Verwandten in Heilbronn (Schwester AUGUSTE BRUCKMANN) und in Kirchheim a. N. (Schwester HENRIETTE DRÜCK), sowie seinen Freund KERNER in Weinsberg besuchte, machte er damals nie einen Abstecher zu MÖRIKE in Cleversulzbach.

Bei der ersten, von KERNER vermittelten Begegnung in Cleversulzbach in den letzten Augusttagen des Jahres 1840 müssen sich die beiden sofort menschlich gut verstanden und eine Zuneigung empfunden haben, wie MÖRIKE seinem Freund WILHELM HARTLAUB berichtete. Nun erst begann der eigentliche Briefverkehr.

In ihrem Beruf waren beide Männer nicht glücklich. Von MÖRIKE ist bekannt, daß ihm das Pfarramt oft eine Last war. MAYER hatte sich 1833 im sog. vergeblichen Landtag offen zur liberalen Opposition bekannt und bekam deshalb bei der Wiederwahl in Weinsberg keinen Urlaub als Staatsbeamter. Obwohl die beabsichtigte Strafversetzung nicht ausgesprochen wurde, mußte MAYER deshalb lange auf eine Beförderung warten. Er blieb auf seiner Oberamtsrichterstelle 2. Klasse in Waiblingen noch ein Jahrzehnt sitzen und mußte sich als alleiniger Richter draußen auf den Dörfern mit den dickschädelligen Bauern auseinandersetzen. Beide, MÖRIKE und MAYER, benötigten einen Ausgleich, den sie im Dichterischen fanden.

Beide Männer hatten wenig geistig ansprechende Kontakte am Wirkungsort und in der nächsten Umgebung. 1833 klagte MAYER seinem Vater u. a.:⁵⁵ *Wenigstens habe ich durch den letzten Landtag empfunden, wieviel interessanter, gemüthlicher und geistiger man sich beschäftigen kann, als es hier auf meiner Stelle der Fall ist.* Anscheinend pflegte MAYER in dem nur 3000 Einwohner zählenden Oberamtsstädtchen Waiblingen nur mit der Geistlichkeit engere Kontakte.⁵⁶ Mit Diakon C. F. KLING, der 1833 als Theologie-Professor nach Marburg berufen worden war, verband ihn eine Freundschaft.⁵⁷ Die Nachbarkol-

legen kamen zu ihm, um Rat zu suchen.⁵⁸ Häufig besuchte er Stuttgart, wo er rege Kontakte hatte. MÖRIKE war durch seine Unbeweglichkeit mehr an sein einsames Dörfchen Cleversulzbach gebunden. Gegenüber JUSTINUS KERNER bekannte er am 26. Juni 1842:⁵⁹ *Indessen ist es wahr, ich bin seit Jahren der Welt und selber meinen alten Freunden um vieles fremder geworden . . . Wir wollen hoffen, diese soll noch anders kommen.* Und KERNER klagte über MÖRIKE am 21. November 1842 an MAYER:⁶⁰ *Es ist aber ein Jammer, daß man ihn nicht aus seinem Nest [schwäbisch für Dorf] bringt und die Wege dahin sind für mich zu unwegsam.* MÖRIKE nahm wohl die geistige Zwiesprache in den Briefen an, die wiederum auch MAYER suchte. Beide nahmen am dichterischen Schaffen mit gleichen Empfindungen gegenseitigen Anteil. Nicht nur MAYERS, sondern auch MÖRIKES Schaffen wurde befruchtet. Sie besprachen auch Grundsätzliches. Viele MÖRIKEbriefe an MAYER dienen schon lange zum besseren Verständnis MÖRIKES.⁶¹ Freund HARTLAUB erkannte frühzeitig das Gemeinsame zwischen MÖRIKE und MAYER. Am 10. Februar 1841 schrieb er der Schwester CLARA:⁶²

«Die Mayerschen Lieder haben mich sehr angezogen; soll ich die Wahrheit gestehen, so muß ich sagen, ich kehre doch von ihnen, deren reine Schönheit unleugbar ist, gern wieder zu solchen Gedichten zurück, in welchen das menschliche Lebewesen in den Vordergrund tritt, nicht wie hier ausschließlich das Naturleben. Der Eduard selber, welcher diese Gedichte nicht bloß ihrer Schönheit wegen so hoch schätzt, sondern weil er gleichfalls der Natur mit so großer Liebe zugetan ist, hat diese Richtung nicht eingeschlagen und wird es nie.»

MAYER schätzte MÖRIKE als den großen Dichter. Obwohl er MÖRIKE nicht zur Last fallen und in seinem Schaffen nicht hindern wollte, wie er häufig sicher ehrlich betonte, überhäufte er ihn immer wieder mit seinen Massenproduktionen, die zu jener Zeit auch in der Form nachließen. Dies hinderte aber MÖRIKE nicht, laufend MAYERS Poesien zu sichten, zu beurteilen und zu korrigieren. So tief war MÖRIKES Zuneigung.

MÖRIKE selbst wünschte zuerst im Januar 1841 MAYER in Waiblingen, der Stadt mit den drei Türmen, zu besuchen. Beide verloren nun den letzten Elternteil, MAYER im März den Vater, MÖRIKE im April die Mutter. Gemeinsame Trauer und gegenseitiges Mitgefühl verband beide. Mit dem Waiblinger Besuch im Oberamtsgerichtsgebäude am Marktplatz im Juni 1841 wurde wohl die Freundschaft endgültig besiegelt. Das Verstehen lag auf beiden Seiten und MÖRIKE fühlte sich *wie bei einem Blutsverwandten*. Ohne Zweifel war die Waiblinger Begegnung mit entscheidend für die anhaltende Freundschaft.

MÖRIKE sucht erneut die Verbindung

MAYERS Versetzung nach Tübingen und MÖRIKES Aufgabe seines Pfarramts führte schließlich zu einer längeren Unterbrechung. MÖRIKE war es, der die Verbindung nach zwei Jahren wieder aufnahm.⁶³ «Mergentheim, den 28. Januar 1845.

Verehrtester Freund!

Es ist in unserem schriftlichen Verkehr ein langer Stillstand eingetreten, der ohne Zweifel von mir oder vielmehr von der allgemeinen Veränderung meiner Verhältnisse ausging . . . Inzwischen aber haben auch Sie eine doppelte und dreifache Epoche erlebt. (Tod der Geschwister Lonis und Auguste und der Verlust der Ehefrau am 1. 3. 1844) . . .

Was nun den nächsten Anstoß zu gegenwärtigen Zeilen gegeben, ist der geringfügig scheinende Umstand, daß wir, (ich nämlich und das Schwesterchen) die letzten Wochen her uns wieder gänzlich nach der alten Weise in Ihre Gedichte – gedruckte und geschriebene – hineinbegeben haben und einige Zeit alle Abend drin laßen. Ist dieser Anlaß nicht wenigstens der Art, daß meine frühere Korrespondenz und der ursprüngliche Grund unserer Bekanntschaft dadurch bestätigt wird? und gibt er mir in Ihren Augen nicht das Recht nach dem Verhalten Ihrer mir unvergeßlich lieben Muse zu fragen?

. . . und bin unverändert in Verehrung und Liebe Ihr E. Mörike.»

Nun entspann sich wieder das literarische Gespräch. Für MAYER lebte wieder der Gedanke auf, eine dritte Ausgabe seiner Gedichte anzustreben. MÖRIKE ermunterte ihn zu einer neuen Sammlung oder einer Auswahl.⁶⁴ Aber erst 1864 – 25 Jahre nach dem Erscheinen des 2. Gedichtbandes – erklärte sich Verleger COTTA durch wesentliche Fürsprache von MÖRIKE für die dritte Ausgabe bereit. Nach dem Erscheinen bekannte MÖRIKE an MAYER:⁶⁵ *Ich bin nur froh, daß ich selbst als Mayers Freund gewürdigt war, in etwas dazu beizutragen.* Insgesamt sind 56 MÖRIKE- und 52 MAYER-Briefe erhalten.

Die literarische Korrespondenz zwischen MÖRIKE und MAYER bezog sich vorwiegend auf Gedichte und Verleger. Die übrigen Veröffentlichungen MAYERS – seine Erinnerungen über LENAU (1853), das Sonntagsblatt (1856), SCHARFFENSTEIN (1860) und UHLAND (1861 und 1867)⁶⁶ – entstanden selbständig und sind uns heute trotz der langatmigen Darstellungen wichtige Quellensammlungen. Seltsamerweise sind MAYERS Aussagen über EDUARD MÖRIKE sehr begrenzt; dieser gehörte auch nicht zu UHLANDS Freundeskreis. Vielleicht schwebte MAYER eine besondere Abhandlung vor. Doch MAYERS Uhr war abgelaufen.

Die persönlichen Begegnungen zwischen MÖRIKE und MAYER waren sehr selten. MÖRIKE hielt die Freundschaft bis zu MAYERS Tode aufrecht. Am

1. März 1870 schrieb MORIKE an seine Schwester CLARA:⁶⁷

«Der Tod des edlen Mayer ist mir sehr nah gegangen. Seit zwei Jahren nahm ich keinen Merkur in die Hand, ohne die Furcht ihn angezeigt zu finden, und endlich ist's geschehen. Merkwürdig ist's, daß ich mich während seiner letzten Lebenstage und noch am Todestage selbst – wie Du gesehen hast – unaufhörlich mit seinen Büchern beschäftigen mußte!»

Anmerkungen

- 1 Aus Anlaß des 75. Geburtstages von Herrn Professor OTTO HEUSCHELE am 7. Mai 1975 lud die Stadt Waiblingen zu einem «Literarischen Abend» ein. Herr Professor Dr. BERNHARD ZELLER, Marbach, hielt den Festvortrag über «Literatur und Geselligkeit – KARL MAYER und seine Freunde». (Der Vortrag wird in Band 5 von «Waiblingen in Vergangenheit und Gegenwart» veröffentlicht.) Auf Anregung von Herrn Oberbürgermeister Dr. ULRICH GAUSS war mit dem festlichen Abend eine Ausstellung «Waiblingen – Bad Neustädte» verbunden. Die Ausstellung veranlaßte den Verfasser, das Verhältnis KARL MAYER und EDUARD MORIKE zu untersuchen (s. Anm. 46). – Das Literaturarchiv Marbach ermöglichte den Zugang zu den Originalen des Schriftverkehrs, wofür hier besonders gedankt sei. Kopien der Briefe und die Transkriptionen liegen nun gesammelt in Marbach und im Stadtarchiv Waiblingen.
- 2 Album schwäbischer Dichter, Lieferung III: «KARL MAYER» (Autobiographie); Tübingen: Osiander 1864, 40 S.
- 3 Das Gebäude Marktplatz 2 war von 1819 bis 1909 Oberamtsgericht, d. h. Amts- und Wohnsitz des Oberamtsrichters. Es ist im Jahrzehnt vor 1700 erbaut worden. Der letzte Amtschreiber und erste Oberamtsrichter H. E. F. BOLLEY verkaufte es 1819 an die Oberamtspflege. 1842 ging es an den Staat über. Der geplante Umbau war mit ein Grund, warum sich MAYER von Waiblingen wegmeldete. – Nach dem Bau eines neuen Amtsgerichts in der Bahnhofstraße erwarb Kaufmann GOTTLÖB VILLINGER 1909 das alte Amtsgebäude (heute: Bekleidungshaus Villinger).
- 4 HEINRICH HEINE: «Der Schwabenspiegel» (1838) in: «Jahrbuch der Literatur», 1. Jg.; Hamburg: Campe 1839, S. 337–362.
- 5 FRIEDRICH NOTTER: «Die schwäbische Dichterschule», in: LUDWIG BAUERS «Schwabenspiegel, wie es war und ist», Karlsruhe 1842, S. 61–108.
- 6 Brief v. K. M. an E. M. v. 6. Februar 1841 – Br. Nr. 17: . . . war im Jahre 1826 wieder mein zweiter poetischer Versuch, nachdem ich seit etwa 15 Tübingen und Kochendorfer Liedern in 18 Jahren nichts gedichtet hatte . . .
- 7 Album (s. o. Anm. 2) S. 20.
- 8 MAYERS drei Gedichtbände erschienen in Stuttgart bei Cotta: a) «Lieder» (1833) mit 420 Gedichten, 302 S.; b) «Gedichte» (1839) mit 997 Gedichten, 464 S.; c) «Gedichte» (1864) mit 1369 Gedichten, 556 S. Die beiden ersten Ausgaben entstanden vor der Freundschaft mit EDUARD MORIKE.
- 9 Nach Prof. Dr. ZELLER (s. Anm. 1).
- 10 Briefe von EDUARD MORIKE an KARL MAYER vom 27. April 1842: Br. Nr. 32.
- 11 AMADEUS WENDT (Hg.): Musenalmanach für das Jahr 1831 und 1832 – 2. Jg./1831 S. 14–33; 3. Jg./1832 S. 180–187, 239–246.
- 12 A. v. CHAMISSE und G. SCHWAB (Hg.): Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1834 (5. Jg.), S. 302–312.
- 13 «Morgenblatt für gebildete Stände», Stuttgart: Cotta – 28. Jg./1834: 17 Veröffentlichungen mit 53 Gedichten; 29. Jg./1835: 5 V. mit 10 G. von K. M.
- 14 Briefe v. E. M. an Fr. Th. VISCHER von Anfang November 1833: Br. Nr. 1.
- 15 MORIKE-Katalog 1975 S. 238 Nr. 199.
- 16 Brief v. E. M. an JUSTINUS KERNER vom 26. März 1841: Br. Nr. 21. Zugleich mit diesem Brief geht ein Brief an unseren teuren Freund in Waiblingen ab, dessen persönliche Bekanntschaft ich Ihnen tausendmal danke.
- 17 Brief v. E. M. an Verlag Balz vom 5. August 1834: Br. Nr. 2.
- 18 E. MORIKE und W. ZIMMERMANN (Hg.): «Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten»; Stuttgart: Balz 1836, S. 231–236 (vgl. Katalog 1975 S. 320 Nr. 282).
- 19 MORIKE-Katalog 1975 S. 319 Nr. 281.
- 20 Erster Brief von E. M. vom 10. September 1838: Br. Nr. 3.
- 21 Erster Brief von K. M. an E. M. vom 21. September 1838: Br. Nr. 4.
- 22 2. Brief von K. M. an E. M. vom 25. Dezember 1839: Br. Nr. 5.
- 23 Brief von K. M. an J. KERNER vom 25. Dez. 1839: Br. Nr. 6.
- 24 Brief von J. KERNER an K. M. vom 1. Januar 1840: Br. Nr. 7.
- 25 Brief von E. M. an WILHELM HARTLAUB vom 22. Februar 1840: Br. Nr. 8.
- 26 Brief von E. M. an HARTLAUB vom 15. März 1841: Br. Nr. 18.
- 27 MAYER 1867 II, 173.
- 28 Brief von J. KERNER an K. M. vom 12. August 1840: Br. Nr. 9.
- 29 HEINZ KINDERMANN (Hg.): Briefwechsel zwischen HERMANN KURZ und E. M.; Stuttgart 1919 – Nr. 42 ff.; FISCHER-KRAUSS 1904 II, S. 1.
- 30 Brief von CLARA MORIKE an HARTLAUB vom 31. August 1840: Br. Nr. 10.
- 31 Brief von E. M. an HARTLAUB vom 19. Okt. 1840: Br. Nr. 12.
- 32 Brief von E. M. an K. F. SCHNITZER vom 2. September 1840: Br. Nr. 11.
- 33 Brief von E. M. an K. M. vom 25. November 1840: Br. Nr. 13. – MAYERS Antwort fehlt. Vgl. Brief E. M. an HARTLAUB vom 7. Dezember 1840: Hier ist ein Brieflein von Mayer (Br. Nr. 17).
- 34 Brief von E. M. an K. M. vom 15. Januar 1841: Br. Nr. 15.
- 35 Auch in MORIKES «Gedichte» 2. Ausgabe 1848, S. 166; Schwabenspiegel 13. Jg./1919–20, S. 20 (RATH). – Das Gedicht «An KARL MAYER» hatte MORIKE im «Morgenblatt» Nr. 22 vom 26. Januar 1842 veröffentlicht. MAYER bedankte sich am 24. April 1842: Es hat mich gefreut und gerührt, daß Sie auch das Gedicht an mich haben abdrucken lassen. Wenn ich davon gewußt hätte, würde ich Sie um Ihrer willen vielleicht gebeten haben, es zu unterlassen. Sie werden dadurch an Liebe bei der jungen Welt nicht gewonnen haben. (Br. Nr. 31).
- 36 Brief von E. M. an HARTLAUB vom 29. Januar 1841: Br. Nr. 16.
- 37 In K. M. 2. Gedichtband von 1839, S. 245. Das Gedicht ist im 3. Band von 1864 nicht enthalten. In einer späteren Abschrift vermerkte K. M. Das Gedicht galt der Stadt Waiblingen. – Die Waiblinger Stadtbefestigung hatte ursprünglich vier Türme: den Hochwachturm und drei Tortürme. 1831 wurde der Schmidener Torturm und 1838 der Fellbacher Torturm abgebrochen. Der bis heute erhaltene Beinstener Torturm diente zu MAYERS Zeiten als Oberamtsgerichtsgefängnis. Das Gedicht muß demnach nach 1831 und vor 1838 entstanden sein.
- 38 Brief von K. M. an E. M. vom 6. Februar 1841; Br. Nr. 17.
- 39 Brief von J. KERNER an E. M. vom 15. Februar 1841: Br. Nr. 19 u. a.: Carl Mayer war gestern (Sonntag, 14. Februar) bei mir. Er ist entzückt durch Briefe (und das) Gedicht. Es ist aber alles treffend scheint wahr, was sie sagten. (Das unleserliche Datum auf dem KERNERbrief muß 15. Februar, nicht 18. Februar 1841 lauten.)
- 40 Brief von E. M. an K. M. vom 27./28. März 1841: Br. Nr. 20. – MAYERS Vater, Hofrat FRIEDRICH CHRISTOPH MAYER (1762 bis 1841), lebte zuletzt bei KOSTLIN in Stuttgart und war am 7. März 1841 gestorben.
- 41 Brief von K. M. an E. M. vom 30. April 1841: Br. Nr. 25. – MORIKES Mutter war am 26. April 1841 gestorben.
- 42 Brief von E. M. an J. KERNER vom 11. Juni 1841: Br. Nr. 27.
- 43 MORIKES «Hauskalender 1841» Juni – Or.: LAM.
- 44 Brief von E. M. an HARTLAUB, undatiert: Br. Nr. 28. FISCHER datiert den Brief auf Mai 1841, RENZ gibt nur das Jahr 1841 an. Der Brief ist frühestens im Juni 1841 (nach dem 4. Juni) geschrieben worden. Der Brief von CLARA MORIKE an HARTLAUB scheint nicht erhalten zu sein.
- 45 Dr. KARL ABRAHAM MORIKE (1806–1874), wohlhabender Apotheker in Neuenstadt, E. M. Vetter.

Briefwechsel Eduard Mörike und Karl Mayer mit ergänzenden Briefen

(Aus Mayers Waiblinger Amtszeit)

Nr.	Briefdatum	Brief- schreiber	Brief- empfänger	Original	Druck
01.	—, 11. 1833	EM	F. Th. Vischer	LAM	SBibl. 253; Sb. 1939, 399 ff.
02.	05. 08. 1834	EM	Verlag Balz	GSA	SBibl. 261; Sb. Nr. 55/1945
03.	10. 09. 1838	EM	KM	LBS	SBibl. 328; Sb. Anm. 2. Nr. 79/1941 bzw. 92/1945
04.	21. 09. 1838	KM	EM	LBS	Rath in «Schwabenspiegel» 1919, S. 82 f.
05.	25. 12. 1839	KM	EM	LBS	unveröffentlicht
06.	25. 12. 1839	KM	Kerner	LAM	Kerner-Briefe 1897 II, 506
07.	01. 01. 1840	Kerner	KM	LAM	Mayer 1867 II, 164 f.
08.	22. 02. 1840	EM	Hartlaub	LBS	Renz 1938, 46; SBibl. 383
09.	12. 08. 1840	Kerner	KM	LAM	Mayer 1867 II, 168
10.	31. 08. 1840	Clara M.	Hartlaub	LAM	unveröffentlicht
11.	02. 09. 1840	EM	Schnitzer	SAS	unveröffentlicht
12.	19. 10. 1840	EM	Hartlaub	LBS	Fischer-Krauss 1904 II, 151; Renz 1938, 58; SBibl. 407; Sb. 1939, 520 ff.
13.	25. 11. 1840	EM	KM	LBS	Fischer-Krauss 1903 I, 152; SBibl. 415
14.	07. 12. 1840	EM	Hartlaub	LBS	Fischer-Krauss 1903 I, 153; SBibl. 416, Sb. 1939, 505 f.
15.	15. 01. 1841	EM	KM	LBS	Mayer 1867 II, 173 ff.; Fischer-Krauss 1904 II, 2; SBibl. 418; Sb. 1939, 509 ff.
16.	29. 01. 1841	EM	Hartlaub	LBS	Renz 1938, 62; SBibl. 419
17.	06. 02. 1841	KM	EM	LBS	unveröffentlicht
18.	10. 02. 1841	Hartlaub	Clara M.	GSA	unveröffentlicht
19.	15. 02. 1841	Kerner	EM	GSA	unveröffentlicht
20.	15. 03. 1841	EM	Hartlaub	LBS	Renz 1938, 63; SBibl. 421
21.	26. 03. 1841	EM	Kerner	GSA	SBibl. 422; Sb. Nr. 84/1941
22.	27. 03. 1841	EM	KM	LBS	Mayer 1867 II, 176 f.; SBibl. 423; Sb. Nr. 85/1941 und 99/1945
23.	28. 03. 1841	Kerner	KM	LAM	Mayer 1867 II, 181
24.	20. 04. 1841	KM	Kerner	LAM	unveröffentlicht
25.	30. 04. 1841	KM	EM	GSA	unveröffentlicht
—	06. 1841	KM	—	LAM	(Hauskalendar)
26.	(—, 06. 1841)	EM	KM Sohn	LBS	SBibl. 404; Sb. 404; Sb. Nr. 79/1941 u. 92/1945
27.	11. 06. 1841	EM	Kerner	LAM	(Konzept)
28.	(06. 1841)	EM	Hartlaub	LBS	SBibl. 431; Sb. 1939, 515
29.	15. 07. 1841	KM d. J. KM d. Ä.	EM EM	LBS	Fischer-Krauss 1904 II, 6; Renz 1938, 66; SBibl. 428
30.	10. 04. 1842	EM	Hartlaub	LBS	unveröffentlicht
31.	24. 04. 1842	KM	EM	LBS	Fischer-Krauss 1904 II, 21; Renz 1938, 82; SBibl. 465
32.	27. 04. 1842	EM	KM	LBS	unveröffentlicht
33.	14. 05. 1842	KM	EM	LBS	Mayer 1867 II, 176; SBibl. 466; Sb. Nr. 93/1941 u. 108/1945
34.	26. 06. 1842	EM	Kerner	LAM	unveröffentlicht
35.	04. 07. 1842	EM	KM	LBS	Kerner-Briefe 1897 II, 567; SBibl. 469
36.	30. 08. 1842	KM	EM	LBS	SBibl. 470; Sb. Nr. 94/1941 u. Nr. 109/1945
37.	28. 10. 1842	KM	EM	Slg. K.	unveröffentlicht
38.	27. 11. 1842	EM	KM	LBS	Katalog Stgt. 1965, S. 147 ff.
39.	17. 12. 1842	KM	Kerner	LAM	Mayer 1867 II, 177 ff.; Fischer-Krauss 1904 II, 31; Sbibl. 481; Sb. 1939, 549 ff.
40.	21. 12. 1842	Kerner	KM	LAM	unveröffentlicht
41.	08. 01. 1843	KM	EM	LBS	Mayer 1867 II, 188
42.	06. 02. 1843	EM	Hartlaub	LBS	unveröffentlicht
43.	27. 02. 1843	KM	Kerner	LBS	Fischer-Krauss 1904 II, 33; SBibl. 484; Sb. 1939, 561 ff.
44.	27. 03. 1843	KM	Kerner	LAM	Mayer 1867 II, 189 f.
45.	14. 06. 1843	EM	Hartlaub	LBS	unveröffentlicht
46.	28. 01. 1845	EM	KM	LBS	Fischer-Krauss 1904 II, 40; SBibl. 493
47.	17. 05. 1845	KM	EM	LBS	SBibl. 534; Sb. Nr. 104/1941 u. 120/1945
					unveröffentlicht.

- 46 Brief von E. M. an (Sohn) K. M. d. J. vom Juni 1841 (undatiert): Br.Nr. 26. – Dieser Brief ist von SEEBASS irrtümlich auf Oktober 1840 datiert; auch war K. M. d. Ä. nicht der Empfänger! Das Marbacher Konzept trägt von MORIKES Hand den Vermerk: *An den jungen C. Mayer in Waiblingen*. Auf diesen Brief bezieht sich die Antwort des jungen MAYER vom 15. Juli 1841 (s. Anm. 47). Während der Vorbereitung der o. a. Ausstellung vermutete der Verfasser Ungereimtheiten, die zu dieser Untersuchung und der Richtigstellung führten.
- 47 Brief von K. M. d. J. mit Zusatz von dessen Vater K. M. d. Ä. an E. M. vom 15. Juli 1841: Br.Nr. 29. – Dieser Brief bestätigt die vorhergehenden Angaben (Anm. 46). MORIKE beurteilte die Gedichte des jungen MAYER. Da der junge MAYER sich für die verspätete Danksagung entschuldigt, muß der fragliche MORIKEbrief im Juni 1841 geschrieben worden sein.
- 48 Brief von K. M. an E. M. fehlt; vgl. Brief von E. M. an HARTLAUB vom 10. April 1842: . . . *von unserem Karl Mayer ein grünes Büchlein «Neuere Gedichte», 135 S., von seiner guten Oberamtsrichterhand reinlich geschrieben . . .* Br.Nr. 30).
- 49 WILHELM WAIBLINGER (1804–1830), MORIKES Studienfreund. MORIKE redigierte zu jener Zeit die Gedichte des Frühverstorbenen. Der Druck erfolgte erst 1844.
- 50 FRIEDRICH NOTTER (1801–1884), Politiker, Dichter, UHLANDbiograph (vgl. Anm. 4).
- 51 Brief von K. M. an E. M. vom 28. Oktober 1842: Br.Nr. 37.
- 52 Brief von E. M. an K. M. vom 27. November 1842: Br.Nr. 38.
- 53 Brief von K. M. an J. KERNER vom 17. Dezember 1842: Br.Nr. 39.
- 54 1842 schrieb E. M. drei Briefe an K. M., K. M. an E. M. vier (5) Briefe. Am 8. Januar 1843 schrieb K. M. letztmalig aus Waiblingen.
- 55 Brief von K. M. an seinen Vater CHRISTOPH MAYER in Heilbronn vom 18. April 1833 – Or.: LAM Nr. 53625.
- 56 Im Brief von K. M. an KERNER vom 27. März 1843 anlässlich des bevorstehenden Abschieds von Waiblingen: . . . *die Geistlichen von hier und Umgebung überraschten mich kürzlich in unserm seit vielen Jahren bestehenden Freitagskranz mit Gastmahl, Gedichten und dem Geschenke von Platons Werken . . .*
- 57 SIEGEL: Das ev. Württemberg 240, 20.
- 58 Album (s. Anm. 4) S. 17, Fußnote 2.
- 59 Brief von E. M. an KERNER vom 26. Juni 1842 – Br.Nr. 34.
- 60 Brief von KERNER an E. M. vom 21. Dezember 1842 – Br.Nr. 40.
- 61 Allein im Marbacher MORIKE-Katalog 1975 sind ca. 12 Briefstellen aus Briefen von E. M. an K. M. zitiert. Die meisten Briefe von E. M. an K. M. liegen gedruckt vor. Dagegen sind die meisten Briefe von K. M. an E. M. ungedruckt (s. Briefverzeichnis). Zum Verständnis gehören aber die Briefe von beiden Seiten.
- 62 Brief von HARTMANN an CLARA MORIKE vom 10. Februar 1841 – Br.Nr. 18.
- 63 Brief von E. M. an K. M. vom 28. Januar 1845: Br.Nr. 46.
- 64 Brief von E. M. an K. M. vom 23./26. August 1847 (SEEBASS Nr. 119/1941 bzw. 137/1945).
- 65 Brief von E. M. an K. M. vom 14. Mai 1864 (SEEBASS Nr. 238/1941 bzw. 274/1945).
- 66 MAYERS Erinnerungsbücher: a) «NIKOLAUS LENAUS Briefe an einen Freund» (1853); b) «Das Sonntagsblatt» in: Weimarisches Jahrbuch 1856; c) «Erinnerungen an SCHARFFENSTEIN und IKKÜLL» – in: SCHILLERbuch 1860; d) «LUDWIG UHLAND» in: Album schwäbischer Dichter I (1861); e) «KARL MAYER» in dasselbst (Autobiographie 1864); f) «LUDWIG UHLAND, seine Freunde und Zeitgenossen» (2. Bd. 1867).
- 67 Brief von E. M. an seine Schwester CLARA vom 1. März 1870 (SEEBASS Nr. 323/1945).

Quellen

Literaturarchiv Marbach – LAM; Landesbibliothek Stuttgart – LBS; Stadtarchiv Stuttgart – SAS; Sammlung Kauffmann der Stadt Stuttgart – SKS; Goethe-Schiller-Archiv Weimar – GSA.

Literatur

KARL MAYER: LUDWIG UHLAND, seine Freunde und Zeitgenossen (2 Bände). Stuttgart: Krabbe 1867. (MAYER 1867) – THEOBALD KERNER: JUSTINUS KERNERS Briefwechsel mit seinen Freunden (2 Bände). Stuttgart: Dt. Verlagsanstalt 1897. (KERNER-Briefe 1897) – KARL FISCHER und RUDOLF KRAUSS: EDUARD MORIKES Briefe (2 Bände). Berlin: Elsner 1903 und 1904. (FISCHER-KRAUSS 1904) – H. W. RATH: EDUARD MORIKE und KARL MAYER, in: «Schwabenspiegel» 13. Jg./1919, S. 82 f. (RATH 1919) – GOTTHILF RENZ: Freundesliebe und Treue – 260 Briefe EDUARD MORIKES an WILHELM HARTLAUB. Leipzig: Klotz 1938. (RENZ 1938) – FRIEDRICH SEEBASS: Bibliographie sämtlicher MORIKEbriefe. Beigabe zu: Schwäbischer Schillerverein Marbach-Stuttgart, 43. Rechenschaftsbericht 1938/39, S. 11–65. – ders.: EDUARD-MORIKE-Briefe. Tübingen: Wunderlich 1939. – ders.: EDUARD MORIKE. Unveröffentlichte Briefe. Stuttgart: Cotta 1941. – 2. umgearbeitete Auflage. Stuttgart: Cotta 1945. – Stadtgeschichtliche Sammlungen im Wilhelmshaus Stuttgart: EDUARD MORIKE und seine Freunde. Eine Ausstellung aus der MORIKE-Sammlung Dr. FRITZ KAUFMANN. (Katalog 1965) – EDUARD MORIKE 1804–1875–1975. Gedenkausstellung zum 100. Todestag im Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N., Katalog Nr. 25/1975. (Katalog 1975)

1945 in Schwäbisch Hall

Vorbemerkung der Redaktion: In der «Schwäbischen Heimat» (24, 1973, Seite 230) hat Josef Mühlberger den 1. Band der Lebenserinnerungen von Gerhard Storz «Im Laufe der Jahre» besprochen. Am Schluß gab der Rezensent der Hoffnung Ausdruck, der Selbstbiograph Storz «sollte nicht bei 1945 und bei diesem ersten Band stehenbleiben». Storz hat diesem Wunsch entsprochen; soeben ist im Ernst-Klett-Verlag Stuttgart der 2. Band erschienen. Auch hier kann man nur mit Mühlberger sagen: «Das Besondere fördert ein Nachleben, es holt den Leser in die anschauliche einmalige Lebenswelt als Spiegel des allgemeinen Geschehens, ja es zwingt den Leser zu einer

Gerhard Storz

Rekapitulation dessen, das vielen Vergangenheit sein möchte, aber noch immer Gegenwart ist.»

Wir bringen hier einen Teilabdruck des 1. Kapitels von «Zwischen Amt und Neigung», das die Haller Nachkriegsjahre zum Inhalt hat.

An einem Sonntagnachmittag Ende Juni 1945 kletterte ich auf dem Marktplatz von Schwäbisch Hall von einem Lastkraftwagen, einem Molkereifahrzeug, das mir die letzten zwanzig Kilometer meiner Wanderschaft vom Gefangenenlager bei Neu-Ulm erleichtert hatte. Jetzt waren Krieg und Kriegsge-

fangenschaft für mich zu Ende. Mehr wußte ich in diesem Augenblick nicht. Die jetzige Situation der Stadt, und in ihr die meiner Familie, war mir so unbekannt wie die Vorgänge in der großen Welt seit dem Waffenstillstand an der italienischen Front. Fürs erste lagen mir die politischen Ereignisse bei weitem nicht so dringlich an wie die Ankunft bei den Meinigen. Ein halbes Jahr zuvor, im Abschiedsurlaub, hatte ich sie zum letztenmal gesehen und hernach in Italien, dann auf deutschem Boden nichts mehr von ihnen gehört.

Auf dem Marktplatz erschreckte mich das ausgebrannte, halb zerstörte Rathaus. Auch sah es auf dem Platz aus, wie es mir von französischen oder italienischen Etappenstädtchen bekannt war: ein bewachter Park amerikanischer Lastwagen, Plakate der US-Armee, Wegschilder. Das steinerne Rankenwerk an der mittelalterlichen Prangersäule diente als Halterung für die Kabel des Feldtelefons, an manchen Hausgiebeln Spuren von Gewehrfeuer. Aber siehe da – die Michaelskirche ragte unverseht über der kolossalischen Treppe, auch die Herrengasse entlang gab es keine Brandruine. Draußen, dem Stadtrand zu, nach der Comburg hin, waren also wahrscheinlich keine Bomben gefallen.

In der Tat: der alte, massive Bau – des alten Wirtshausschildes wegen «Der Schwanen» geheißen –, Wohnstatt mehrerer Mietsparteien, stand unverseht, aber, wie sich in der Nähe zeigte, gänzlich leer. Anschläge verkündeten die Beschlagnahme des Hauses durch die amerikanische Armee. Einquartierung war aber noch nicht eingezogen oder schon wieder verschwunden. Eine Nachbarin wußte vom eiligen Auszug der Familien, auch der meinigen, zu berichten, aber über ihren jetzigen Aufenthalt war ihr nichts bekannt. Immerhin, sie lebten, und droben im Dorf Hagenbach beim Bauern, der den Ausziehenden mit seinem Fuhrwerk geholfen hatte, wußte man sogar, wo: drunten in Steinach bei der Wirtin vom «Einhorn».

So erleichtert war ich, daß mir auf dem Talweg der herrliche Ausblick wahrhaftig zu Herzen ging: im Glanz der Spätnachmittagssonne das Grün der Wiesenhänge, der Aue um die Flußbiegung; mitten im großartigen Schwung der Landschaft die Klosterburg der Comburg – alles in tiefer Stille, von der Zeit und ihren Zerstörungen gänzlich unangefochten. Was als Vorzeichen erschien, bestätigte sich: im Gasthaus fand ich die lang Entbehrten, schließlich noch hastig Gesuchten. Das war ein Augenblick, der sich für Jahrzehnte einprägte.

Fortan lebten wir auf unsere vier Wände beschränkt, allerdings nicht auf die eigenen, und der

Sohn hatte sein Bett in der Dachkammer. Immerhin war es den Tüchtigen, Mutter und Sohn, mit Hilfe des Hagenbacher Fuhrmanns gelungen, innerhalb eines Tages mit unserer ganzen Habe flüchten zu können: die Möbel lagerten bei diesen, die Bücher bei jenen Bekannten, Garderobe und Wäsche dergleichen. Im «Einhorn» war uns nur das Nötigste zur Hand. Aber wir waren wieder zusammen und lebten fürs erste in Ferien von unbestimmter Dauer. Denn schon vor dem Einmarsch der Amerikaner waren die Schulen geschlossen worden, und der Zeitpunkt ihrer Wiedereröffnung stand dahin. Manchmal begegnete man einem Kollegen oder anderen Bekannten aus Hall auf der Dorfstraße von Steinbach. Im «Einhorn» kehrten abends einige Soldaten ein, Amerikaner, immer dieselben, manierliche Gäste, sonst niemand: Wein gab es schon lange nicht mehr, sogar das dünne Bier war rar geworden, und außerdem bestand nach 9 Uhr abends ein Ausgehverbot. Ein Glücksfall wahrhaftig, daß wir drei in einem Gasthaus untergekommen waren, das uns nicht nur das eine Zimmer und die Kammer als Quartier, sondern auch den täglichen Mittagstisch gewährte. Unsere recht leidliche, wenn auch eingeschränkte Existenz verdankten wir der langen Bekanntschaft mit der Hausherrin und Wirtin, vor allem aber ihrer prompten Hilfsbereitschaft. Wir mußten jedoch vorausdenken, an die erhoffte Rückkehr in die eigene Wohnung und zugleich, wie die Tiere des Waldes, an den Winter. Drum waren unsere Ferien von Schule und Beruf keine Mußzeit: wieder und wieder mußten wir uns mit dem Handwagen in den Wald oberhalb der Comburg aufmachen und zusammenlesen, was dort an Brennbarem herumlag. Denn mit der Rückkehr des Gewohntenen – Anfuhr von Holz, Belieferung mit Kohlen – war, wie jedermann glaubte, so bald nicht wieder zu rechnen. Der Wald gab für das gewohnte, aber vorläufig nicht zu erwartende Brennholz dürftigen Ersatz, um so besseren für das rar gewordene Bratfett: die Früchte der Buche enthalten in rauhen, etwas stacheligen Kapseln glatte Kerne, und in ihnen steckt Öl. Dieses mag es mit dem der Olive nicht aufnehmen können, aber in der Küche ist es sehr brauchbar. Freilich, bis der Ölmüller – mit einem Mal gab es den wieder – für einen Sack voll «Buchele» einen Liter Öl zurückgab, mußte man manchen Tag durch die Wälder gestreift sein und sich unendliche Male gebückt haben. Das war im Herbst; zuvor, im Sommer hatte es gegolten, uns bei einem Bauern nützlich zu machen. Wir kannten einen droben im nahen Hagenbach – den Fuhrmann beim Auszug aus dem Schwanen –, und er war von unserer Hilfe bei der Ernte, beim Öhmd

und im Stall recht angetan. Bei der späteren Abholung des Naturallohns mußte man freilich sanft, dann kräftiger zur Angemessenheit mahnen, weniger nach der Quantität, sondern nach der Qualität: nicht nur Milch, sondern bisweilen auch Butter, manchmal auch Eier. Dazu kam die Erlaubnis zur Kartoffelnachlese auf den Äckern.

Wir waren allerdings nicht die einzigen Helfer: beim Aufladen der Garben hantierten neben mir zwei junge Burschen, Polen, die früher bei dem Bauern als Zwangsverpflichtete gearbeitet hatten. Jetzt waren sie freiwillig gekommen. Offenbar hatten sie ihren früheren Patron in guter oder doch nicht unangenehmer Erinnerung. Vielleicht hatten sie drunten in der Stadt auch Langeweile. Denn bis zu ihrer Repatriierung lebten sie dort, in leerstehenden Schulhäusern einquartiert, sozusagen als Pensionäre der UNRRA. Dies ist die Bezeichnung für die UNO-Organisation, die sich der «displaced persons», der von den Nazis nach Deutschland verschleppten Ausländer, annahm. Von ihr wurden sie mit Essen und Trinken, wohl auch mit Zigaretten versorgt, aber das Angebot für das Trinken wird vermutlich aus Kaffee, Tee, Coca-Cola bestanden haben. Drum mochten meine Polen nicht zuletzt auch vom Most und Zwetschgenwasser des Hagenbacher Bauern angezogen worden sein. Immerhin arbeiteten sie dafür, nahmen das Begehrte ihm nicht einfach weg, wogegen sich der Mann damals kaum hätte wehren können. An deutschem Geld hatten sie gewiß kein Interesse, damit hätten sie noch weniger anfangen können als wir Einheimischen. Aus ihren Fragen ergab sich, daß sie sich nach Sachwerten umsahen, etwa nach Musikinstrumenten. Das war das Stichwort für mich: nach Feierabend gab ich ihnen die Geige meines Sohnes für eine Büchse Kakao – aus UNRRA-Beständen. Ihm waren das Üben und die Musiklehrerin schon lange zuwider, und Kakaotrinken tat dem Sechzehnjährigen mehr not als fernere Zwangsversuche auf der Geige.

So anständig wie die beiden wurden andere Polen mit der Langeweile nicht fertig. Wahrscheinlich waren daran andere, schlimme Erfahrungen mit ihren Dienstherrn schuld. Die waren, irgendwo draußen im Hohenloher Land wohnend, in Hall nicht greifbar, und so suchten die vormals Unterdrückten vermutlich frühere Mißhandlung jetzt mit allerlei Ungebärdigkeiten sozusagen «gegen Unbekannt» abzugelten: sie verprügelten Schuld- und Wehrlose – alte Männer, Halbwüchsige –, wie sie ihnen gerade an günstiger Stelle begegneten. Böseartig trieben es andere: sie bildeten Banden, zogen über Land, überfielen nachts abgelegene Bauernhöfe

und raubten sie aus. Aber dabei verblieb es nicht immer: manchmal wurden anderntags die Bewohner ermordet aufgefunden.

Die amerikanische Militärpolizei sah den «displaced persons» Gewalttätigkeiten keineswegs nach, sowenig wie Angehörigen der Army. Aber sie war anfangs nur über das militäreigene Telefonnetz zu erreichen, an das deutsche Zivilisten nicht leicht herankamen. Mit den amerikanischen Soldaten der ersten Besatzungszeit war meistens gut auszukommen: Kämpfe und Anstrengungen lagen für sie schon weit zurück, ausgeruht und in der Erwartung baldiger Heimkehr verbrachten sie ihre Tage in guter Laune. Neugierig sahen sie sich um, nicht zuletzt nach Erinnerungsstücken, handelten, kauferwelschten mit den Eigentümern oder Anbietern, wie es eben ging, und lachten gewaltig über Sprachmißverständnisse. Auch waren sie großzügige Käufer: Geld hatten sie genug, aber wie ihnen die Hergabe, so war den Deutschen die Annahme von Dollars verboten, also wurde in Sachwerten bezahlt, hauptsächlich mit Zigaretten, auch mit Konserven oder gar mit Kaffeepulver. Mir hatte es der ausgezeichnete Tabak angetan, mit dem ich mir während der Abendgespräche mit unseren Militärgästen die Pfeife stopfen durfte. Da kam es denn zu einem ungeschriebenen, aber beiderseits stets eingehaltenen Liefervertrag: ein Aquarell im Format einer größeren Ansichtskarte gegen eine Blechschachtel mit Tabak. Der Bedarf an «handgemalten Ansichten», wie ein Haller Konkurrent anzeigte, hielt nur eine kleine Weile an, aber ich hatte zu rauchen und war im Besitz von Tauschwerten, ohne doch die gewünschten Motive – die Comburg, die Tortürme auf der Halsteige von Steinbach nach Hall – allzuoft wiederholen zu müssen.

Zwei Soldaten kamen indessen nicht eigentlich zu uns in das «Einhorn», ihre Einkehr galt vielmehr den beiden Töchtern der Wirtin, ausnehmend hübschen Mädchen. Sie hatten sich denn auch schon vor Monaten mit Offizieren vom nahen Fliegerhorst Hesselthal verlobt. Diese stammten aus Mitteldeutschland, wo ihnen russische Kriegsgefangenschaft drohte. Drum hatten sie sich in die amerikanische Zone, nach Steinbach, aufgemacht und wohnten vorläufig im Haus der Schwiegermutter. Jetzt saßen sie Abend für Abend in der Wirtsstube und waren Zeugen der amerikanischen Huldigungen für ihre Mädchen. Glücklicherweise waren die Bräute weder stumme noch empfindsame Schönheiten; recht beredt und munter hatten sie viel mehr Lust, auch Geschick zu scherzendem Geplänkel. Außerdem sorgte eine gewisse Umständlichkeit der Verständigung dafür, daß es zu keiner Verstim-

mung kam: mit dem Schul-Englisch der beiden Mädchen und ihrer Verlobten stand es nicht eben gut, um so besser mit den frischen Kenntnissen unseres Sohnes, die er zudem durch sein beständiges Herumtreiben in amerikanischen Quartieren vermehrt hatte. Stolz auf den Erfolg seines Bemühens um amerikanischen Akzent sprach er drauflos, dolmetschend und eigenes einmischend. Seine Eltern konnten sich also durch ihn vertreten fühlen und sich der beobachtenden, stummen Teilnahme überlassen. Die beiden Amerikaner schienen sich sehr gut zu unterhalten, jedenfalls machten sie Späße und lachten oft, nicht nur über ihre eigenen. Auch kamen sie fast an jedem Abend von Hall heraus, wo sie bei einer Nachrichtenabteilung beschäftigt waren.

Diese Regelmäßigkeit wurde zur Ursache einer recht unangenehmen Szene. Kurz nach der Sperrstunde um 9 Uhr wurde an die Haustüre geklopft. In der Meinung, die beiden amerikanischen Abendgäste ständen draußen, öffnete eine der beiden Wirtstöchter. Herein traten zwei unbekannte Soldaten, die sich von ihr nicht mehr hinausweisen ließen. Als bald kamen sie in die Wirtsstube, in der nur noch wir drei saßen. Unseren Sohn wiesen sie barsch hinaus und begehrten die «Fräulein» zu sehen. Damit waren wohl nicht die Wirtstöchter gemeint, sondern eher die Spezies von Weiblichkeit, die von den amerikanischen Soldaten unter jenem deutschen Wort verstanden wurde: offensichtlich vermuteten sie im «Einhorn» ein Bordell. Drum versuchte ich sie mit der Angabe einer sachdienlichen Adresse, die ich erfand, aber genau beschrieb, wieder aus dem Haus zu bringen. Das gelang nicht, wohl aber – ein Einfall meiner Frau – sie in die Küche zu bugsieren und ihnen Lust auf eine als bald zu servierende Omelette zu machen. Denn bei dem Diskurs über die «Fräulein» hatte mir der Wortführer die Mündung seiner Pistole in den Rücken gedrückt. Diese Bedrohung nahm ich als spaßhafte Geste, jedenfalls stellte ich mich so und versuchte sie mit Lachen zu überspielen. Wahrscheinlich waren die beiden Kerle betrunken, aber auf eine finstere, stumme Art, auch ohne Schwanken. In der Küche legte mein Bedränger endlich die Pistole neben seinen Teller: eine deutsche Armeeewaffe – entscheidet, wie ich zu sehen glaubte. Meine Frau brachte die Omelette, ich servierte sie zeremoniös und ließ dabei die Serviette über die Pistole gleiten, um sie beim Nachreichen wegziehen zu können. Aber der Bursche merkte es sofort, warf die Serviette beiseite und blickte mich drohend an. Glücklicherweise lenkten ihn die Omelette ab; auch der andere, der die ganze Zeit vor sich hingeknurrte hatte, aß mit

Hingebung. Ein Wagen hielt draußen, die Haustüre ging, herein trat ein Sergeant mit der Streife. Jetzt war es der Unhold, der als bald seine Serviette über die Pistole deckte. Dabei stand er auf, holte einen Geldschein heraus und wollte ihn mir, weil ich ihn nicht nahm, in die Hand drücken. Ob ich dabei die Serviette verschob oder ob einer von der Streife die Pistole schon vorher bemerkt hatte, jedenfalls griff der Soldat nach der Waffe, ihr Besitzer ebenfalls, es kam zu einem Gerangel zwischen beiden, ich zog meine Frau in Voraussicht dessen, was kommen mußte, in die gegenüberliegende Ecke, wo wir uns dicht an die Wand drückten – der Schuß ging los, das Geschoß prallte an der Decke ab und schlug seitwärts in die Wand. Der Sergeant ließ die Burschen festnehmen und verschwand mit ihnen und seinen Leuten. Jetzt, als die Küche leer war, sahen wir unseren Sohn an der Türe: er war, aus dem Zimmer gewiesen, trotz Ausgehverbot zum nächsten, aber nicht nahen Polizeiposten gerannt und hatte die Streife zum «Einhorn» geführt.

Wir waren, wie sich versteht, ungemein erleichtert, aber nicht etwa erschüttert. Daran erinnere ich mich noch genau: am andern Morgen erzählten wir der Wirtin den Hergang und vom Griff in ihre Vorratskammer. Dann sprachen wir kaum je mehr darüber. Zur Zeit des nächtlichen Vorfalls wurde man offenbar Tag für Tag gänzlich in der Gegenwart festgehalten. Es gab ja auch genug, was augenblicklich besorgt werden mußte, und noch mehr, was zu bedenken war, beispielsweise, wie wir zu einem eigenen Handwagen für die Holztransporte kommen, wie wir für die Küche in unserer Wohnung einen Herd für Holz und Kohle beschaffen könnten. Das mußte möglichst noch vor dem Wiedereinzug in den «Schwanen» gelingen. Denn dem Gasherd stand sicherlich noch eine lange Ruhezeit bevor. Das tägliche Leben war nicht nur dürrftig, sondern auch mühselig geworden. Wir im «Einhorn» hatten es immerhin etwas leichter als andere aus ihrer Wohnung Verbannte. Aber durch alle Mühen und Sorgen begleitete uns eine Erleichterung, wie wir sie noch nie verspürt hatten, gewiß nicht in solcher Tiefe und in so beständigem Anhalten. Ein neues Vertrauen zum Dasein war in uns gekommen. Das lag nicht nur daran, daß man an den kommenden Tag ohne Angst vor Einberufung oder vor sonstwie erzwungenem Abschied denken, daß man zu Bett gehen konnte, ohne einen Bombenangriff fürchten zu müssen. Wir fühlten uns sicher, obwohl es doch, wie das nächtliche Erlebnis in der Küche zeigte, neue Unsicherheit gab. Wir wußten uns frei, wie wohl man es in Wahrheit noch gar nicht war. Trotz mancher Entbehrung waren wir immerzu guten

Muts, oft heiter: kam uns dreien doch das Exil im Steinbacher Gasthaus bisweilen wie ein Ferienaufenthalt vor. Die eigentliche Ursache der wunderbaren Veränderung begriff man immer aufs neue, wenn an manchem Abend Radiodurchsagen zu hören waren: sachliche, knappe Amtlichkeit von Anordnungen und Terminen, aber keine Deklamationen mehr, weder solche der Verheißung noch der Drohung. Dieser Unterschied war es, an dem die große Wende faßbar wurde: die Herrschaft der Lüge, der Verkehrung, der Unterdrückung war zu nichte. Was man immer erhofft, schließlich kaum mehr geglaubt hatte, war Wirklichkeit geworden: das Leben, unverstört und frei, begann von neuem. So war nicht nur uns in Steinbach zumute, sondern auch vielen anderen hier und dort, die nicht zu den Braunen gehört hatten. Wer den Umschwung vom Sommer 1945 nicht erlebt hat, kann ihn und den Antrieb nicht ermessen, der, von ihm ausgehend, in das Denken und Wollen, auch in die Politik der

Nachkriegsjahre hineingewirkt hat. Man erfuhr den neuen Zustand bis ins Eigenste hinein: man konnte wieder lesen, wie man es in den letzten Kriegsmonaten nicht vermocht hatte. In der Mußzeit von Regentagen gewannen Bücher ihre alte Magie zurück, vornehmlich Romane, ob von GOETHE oder FONTANE oder THOMAS MANN. Glücklicherweise lag Literatur dieser Art in einer der bei Bekannten abgestellten Bücherkisten obenauf.

Wie wir in Steinbach, so lebten viele andere in Dörfern, auch in Städten, damals eigentlich außerhalb der Welt. Zeitungen gab es noch nicht, manchmal brachten unsere amerikanischen Abendgäste ihre Armeezeitung mit: «stars and strips». Der Mann aus Albany, im Zivilstand Rechtsanwalt, kommentierte einmal einen Aufsatz des Blattes, der sich den deutschen Volkscharakter voll Entrüstung vornahm und vor ihm die Leser eindringlich warnte, recht knapp also: «Eure Propaganda funktioniert nicht mehr, jetzt ist die unsrige dran.»

Felix Schuster

Es ist schade, daß FELIX SCHUSTER den medizinischen Fachausdruck für Heimwehkrankheit, Nostalgie – vor allem in seiner gelegentlichen Anwendung auf Heimatschutz und Heimatpflege –, nicht kannte; er hätte ihn gewiß mit einer seiner bekannten trocken ironischen Kommentare bedacht. Prüft man, was er schrieb und tat, so gelangt man zu keinen nostalgischen Beweggründen, sondern zu einem männlichen Verantwortungsbewußtsein gegenüber allen Fragen der Gestaltung der Umwelt, vor allem im Blick auf die darin zum Ausdruck kommende Gesinnung. Scheinbar steht dabei oft Ästhetisches im Vordergrund, genau besehen aber äußert sich darin ein exaktes Gefühl für die Sichtbarkeit von «Ordnung in der Erscheinung». Wir erkennen heute, daß die Wurzeln eines umfassend humanitär verstandenen Umweltschutzes in Naturschutz und Landschaftspflege seiner Tage lagen, nur daß das lebenbedrohende Ausmaß der Störungen noch nicht im Blickfeld lag.

FELIX SCHUSTER freilich war Architekt. Das lag in der Familie. Er wurde am 22. Mai 1876 in Nagold als Sohn des Oberamtsbaumeisters HEINRICH SCHUSTER geboren; früh entwickelte sich in ihm der Sinn für die architektonischen Schönheiten im Nagoldtal. Dennoch wandte er sich zunächst der Theologie zu und gehört somit zum Stamm der Persönlichkeiten, der nicht in Spezialistentum aufgeht, sondern

Adolf Schahl

vom Bewußtsein einer tieferen und allgemeineren Verpflichtung getragen wird. Die seelsorgerliche Art freilich, die man im Umgang mit ihm feststellen konnte und die ihn zu einem hervorragenden Pädagogen machte – er war Professor an der Baugewerbeschule, dann Staatsbauschule – hatte ihren Grund mehr in einer angeborenen Güte. Da diese ihn nicht daran hinderte, einen Schatz von triftigen Wirklichkeits- und Lebenserfahrungen zu sammeln, wurde sie ihm zugleich zum Quell eines tief gegründeten, mit Witz gesalzenen Humors. In allem war er mehr Schweiger als Redner. Denn er war durch und durch Gestalter.

Sein Lebenswerk als Architekt ist noch nicht gesichtet. Wo man aber auf seine Tätigkeit stößt, etwa als Teilhaber im Baubüro TH. DOLMETSCH und F. SCHUSTER – so bei der Schorndorfer Stadtkirche, der Backnanger Stiftskirche, der ev. Pfarrkirche Gärtringen oder später der Martin-Luther-Kirche Trossingen, der Nagolder Friedhofskirche usw., begegnet man dem guten Baumeister. Wer meint, die Vorstellungen des Heimatschutzes vom guten Bauen seien aus einem Hang zur historisierenden Architektur entstanden, irrt; sie entstanden vielmehr gegen diese, wobei man die guten, unverfälschten Holz- und Steinarchitekturen des noch nicht historisierend bauenden Zeitalters als Vorbild sowohl zweckbestimmten als material- und form-



gerechten Bauens empfand. FELIX SCHUSTER hat bei der Sanierung, d. h. Enthistorisierung alter Bauten im Sinne der Denkmalpflege mitgewirkt, er hat aber auch eigene Bauten geschaffen, die in der Nähe von THEODOR FISCHER stehen. Wir sind heute in der Ge-

fahr, den darin zum Ausdruck kommenden Sachverhalt zu unterschätzen, weil sich der Bund für Heimatschutz – siehe Weißenhof Stuttgart – anfangs gegen das Bauen in Stahl, Glas, Beton wandte, vielleicht, weil dieses eine Gesellschaft vorzuformen bestrebt war, die es damals noch nicht gab. Noch waren die bindenden und haltenden Mächte in den überkommenen Ordnungen zu stark, nicht nur in der Natur, sondern auch in der Architektur, auch etwa in Sitte und Brauch – die noch nicht dem Ausverkauf durch eine fremdenverkehrsbestimmte Folklore, etwa in der Fasnacht, anheim gefallen waren, oder in den Mundarten – deren Entwertung und geschäftstüchtige Verwertung sich eben erst abzuzeichnen begann. Man stand vor der Verfälschung des Volks- und Volkstumsgedankens, stand vor der Auflösung der alten Bevölkerungsstruktur und deren Neubildung aus ganz neuen und ganz anderen Elementen, und man stand vor dem Untergang unserer Altstädte.

FELIX SCHUSTER war aufgrund seiner ganzen Lebensarbeit bestimmt, in die Vereinigung hineinzuwachsen, die sich jener bindenden und haltenden Mächte annahm. Er gehörte dem Bund für Heimatschutz seit dessen Gründung im Jahre 1909 als Vorstandsmitglied an, anfangs als stellvertretender Geschäftsführer, seit 1913 als stellvertretender Vorsitzender. 1934 wurde er zum Ehrenmitglied ernannt. Die Schwäbischen Heimatbücher ab 1925 sind sein Werk; er veröffentlichte darin eine Reihe wichtiger eigener Aufsätze. Im Schwäbischen Heimatbuch 1936 gab der damalige Vorsitzende K. Graf von DEGENFELD-SCHONBURG anlässlich des 60. Geburtstages ein gutes Lebensbild von FELIX SCHUSTER. Der Überblick über die Vereinsarbeit, den dieser auf den Seiten 13–55 des letzten Schwäbischen Heimatbuches 1949, kurz vor seinem Tod am 20. Januar 1950, unter dem Titel «40 Jahre Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern» gab, sind – für uns heute – im wesentlichen ein Denkmal seiner eigenen Leistung.

Anschriften der Verfasser

Manfred Bosch, Dorfstraße 19, 8081 Grunertshofen
Prof. Dr. Heinz-Otto Burger, Am Klingenborn 7,
6238 Hofheim

Dr. Eugen Eisenhut, Solitude-Allee 95, 7015 Korntal
Prof. Dr. Werner Fleischhauer, Turmhahnweg 3,
7000 Stuttgart 70

Wilhelm Glässner, Fronackerstraße 55, 7050 Waiblingen
Helmut Hampel, Am Weißenhof 21, 7000 Stuttgart 1
Margarete Hanssmann, Schillereiche 23, 7000 Stuttgart 1

Dr. Eberhard Hause, Im Breitenloch 17, 7100 Heilbronn
Doris Metzger, Klosterhof 5, 7306 Denkendorf

Dr. Theodor Pfizer, Traubergstraße 14, 7000 Stuttgart 1
Prof. Erwin Rohrberg, Bofistweg 3, 7000 Stuttgart 70
Dr. Gerhard Schäfer, Pfeiferstraße 16, 7440 Nürtingen-
Hardt

Dr. Adolf Schahl, Saunastraße 18, 7000 Stuttgart 80
Dr. Gerhard Storz, Eugen-Hegele-Weg 4, 7250 Leonberg
P. Dr. Paulus Weißenberger, Kloster, 7086 Neresheim

Ulm – gestern und heute

Ulm. Ein Bildband von A. F. BOGENSCHÜTZ und H. LIPPOTT, mit Einführungsbeitrag von THADDAUS TROLL. 124 Seiten mit 84 Seiten Tafeln, davon zehn vierfarbig. Stuttgart und Aalen: Konrad Theiss Verlag 1975. DM 42,-.

An Städtebildbänden ist kein Mangel, zum Teil ruft sie der Ehrgeiz der Städte hervor, die solche Publikationen als werbeträchtige Selbstdarstellung fördern und sie als beliebte Gaben bei Kongressen und Arbeitsjubiläen verwenden. Sie sind leider manchmal von Selbstlob im Text und im «Aufschönen» der Bilder bestimmt.

Der Konrad Theiss Verlag bemüht sich, die gestellte Aufgabe im allgemeinen gediegen zu lösen; auch ihm aber ist nicht alles in gleichem Maße gelungen. Für den vorliegenden Band Ulm konnte er THADDAUS TROLL gewinnen und ihm damit eine höchst lebendige Einführung sichern. Mit Geschmack, Liebe, Humor und dem gleichen Verständnis für Vergangenheit und Gegenwart werden auf knapp 14 Seiten das alte und das wieder neu erstandene Ulm dargestellt, nicht lobrednerisch verwischt und die Mentalität der oft räsigen Ulmer nicht glättend. Neben der großen Vergangenheit und Zeiten von Elend und Not wird auch das Neubeginnen nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs dargestellt, etwa die für einige Jahre große Theaterzeit, auch das Sich-Entfalten der Universität und das traurige Leben und Sterben der Hochschule für Gestaltung. Schwörmontag und Wasserfest auf der Donau, Reize und Grenzen der Gastronomie und manches, was sonst zur Stadt gehört, werden nicht vergessen. Was in der gedrängten Darstellung keinen Platz finden konnte, wird in Erläuterungen zu den Bildtafeln festgehalten. Diese sind leider dem TROLLschen Text nicht adäquat. Neben gelungenen Aufnahmen stehen viele, die wenig zu überzeugen vermögen. Dies gilt für Blickwinkel, Reproduktion und Auswahl. Aussagekräftige Bilder des alten und neuen Ulm werden von einer heimatmüelnden Nostalgie beschattet: Trauerweiden an der Blau, alte Menschen auf der Stadtmauer in der Sonne sitzend, flatternde Möwen über der Donau, weidende Schafe als Kontrast zu einer neuen Siedlung; der Tag der offenen Tür wird durch eine alte Frau, die aber keinen Gegenstand zu beschauen vor sich hat, dargestellt. Zu begrüßen ist, daß Neu-Ulm, Oberdisingen, die Reissensburg – das Gästehaus der Universität –, Schloß Erbach und anderes aus der nächsten Umgebung von Ulm einbezogen sind. Daß die so bemerkenswerte katholische Kirche von DOMINIKUS BOHM in Neu-Ulm fehlt oder das stilisierte Löwendenkmal vor dieser Kirche – das und anderes sind beklagenswerte Lücken.

Nimmt man alles in allem, so kann der Band doch ein Anreiz sein, Ulm in seiner äußeren Erscheinung und im Kern seines Wesens zu entdecken, vielleicht es lieben zu lernen.

Theodor Pfizer

Der Dreißigjährige Krieg in zeitgenössischer Darstellung: Hans Heberles «Zeytregister» (1618–1672). Aufzeichnungen aus dem Ulmer Territorium. Ein Beitrag zu Geschichtsschreibung und Geschichtsverständnis der Unterschichten von GERD ZILLHARDT. Ulm 1975. Kommissionsverlag W. Kohlhammer, Stuttgart. 319 Seiten. (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Band 13.) Ein langer Titel gibt zugleich Auskunft darüber, was den Leser erwartet. Nicht nur Ulmer und Bewohner des früheren Territoriums der ehemaligen Reichsstadt Ulm werden mit Interesse zu dieser Arbeit greifen. Quellenkritisch hat GERD ZILLHARDT dies einmalige Zeugnis, diese Chronik des einfachen und schlichten Schusters HANS HEBERLE, ediert. Erschöpfende Auskunft gibt dieser Beitrag zur Geschichte der Stadt Ulm und zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges überhaupt. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Geschichte des Zeitungs- und Flugschriftenwesens der damaligen Zeit werden deutlich und verständlich. Was die Oberschicht damals tat und dachte, wie sie lebte, darüber ist so vieles bekannt und aufgezeichnet, aber vom Leben, Denken und Fühlen des einfachen Menschen ist wenig bekannt. Hier ist das Leben aufgezeichnet, wie es sich dem Volke zeigte und wie ihm sich der schlichte Mensch zu stellen hatte. Kurz, dieses Buch ist nicht ein Buch für Ulmer, nein, es liest sich quasi wie ein Unterhaltungsroman, spannend und ergreifend, das Leben des einfachen Menschen dieser Zeit.

Ein ausführlicher Vergleich der Quellentexte, ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein klares Orts- und Sachregister machen den Band gut benützbar. Reizvoll ist die Karte des alten Ulmer Territoriums nach einem Kupferstich von 1653.

Maria Heitland

Das älteste Öttinger Lehenbuch

Die Geschichte der Ostalb ist nicht denkbar ohne die der Grafschaft Öttingen. Wer diese Grafen von Öttingen waren, das zeigt sich in Baldern, Neresheim oder auch einer Reichsstadt wie Bopfingen ebenso wie in zahlreichen Dörfern rund um den Ipf. Deshalb ist eine neue Geschichte dieser Grafschaft und der Grafen, die auch in ihren Anfängen eng mit der der Staufer verquickt ist, hier anzuzeigen. Der Titel täuscht: ELISABETH GRÜNENWALD untersucht **«Das älteste Lehenbuch der Grafschaft Öttingen»** (Selbstverlag [8867] Öttingen, Schloßstr. 1; Preis DM 37,60), dessen Schreibzeit auf 1411/12 und danach 1415–1471 eingegrenzt werden kann. Wie immer bei derartigen Sammlungen deckt sich die Abfassungszeit nur teilweise mit der eigentlichen Schreibzeit. Wenn auch die «Eintragsdichte» stark wechselt – sie nimmt erst in den 20er Jahren des 15. Jahrhunderts zu –, so gehen doch viele Einträge in die Zeit des hohen und späten Mittelalters zurück. Wir erfahren vom «Vorort aller Schreibstuben», nämlich Öttingen, und hören von der Bedeutung des

Riesdorfes Deiningen, das ebenfalls eine Schreibstube aufwies. Schreibstuben (Skriptorien) waren ja Bestandteil der Verwaltung; mit dem Tod des Regenten wurden sie vom Nachfolger übernommen. Hier tritt auch stark die Familiengeschichte auf den Plan, denn alle Schreiber lassen sich letztlich auf einige Schreiberfamilien zurückführen. So ist z. B. der tüchtige und in seiner Art wohl einmalige KONRAD BOLLSTATTER ein Abkömmling einer solchen Familie; ohne ihn wäre die Schreibkunst Augsburgs kurz vor und nach der Einführung des Buchdrucks nicht zu denken. Alles das wird auf 229 Seiten mit nicht weniger als 1109 (!) Anmerkungen ausgebreitet, eine enorme Leistung der fürstlichen Archivrätin. Sie stellt uns die Herausgabe des Lehenbuchtextes samt Anmerkungen und Registern in Aussicht – eine wichtige Vorankündigung!

Redaktion

Der Kreis Reutlingen

Der Kreis Reutlingen. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1975. 410 Seiten Text, 176 Seiten Tafeln.

In der Reihe Heimat und Arbeit erschien dieses Buch über den Kreis Reutlingen. Die Gemeinde- und Verwaltungsreform ist bereits berücksichtigt und gibt dem Buch damit eine besondere Aktualität. Sachkundige Autoren und Mitarbeiter geben Auskunft über Land und Leute, über Wirtschaft und Kultur. Natur, Geschichte, Arbeit, Leistung und die Landschaft finden klaren Niederschlag und geben dem Leser informationsreiche Hinweise. Ein ausführliches Ortsregister nebst einem Namen- und Sachregister machen das Buch handlich und übersichtlich. Ein neues Heimat- und Sachbuch für die alten und neuen Bewohner des Kreises Reutlingen.

Maria Heitland

Die Beilharz-Chronik

Ein ungewöhnliches Buch legt PAUL SAUER mit der **«Beilharz-Chronik»** (Kommissionsverlag Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm 1975, 222 Seiten mit vielen Abbildungen, DM 39,-) vor. Der Untertitel markiert die Entwicklungsstationen: *Die Geschichte eines Schwarzwälder Bauern- und Handwerkergeschlechts in Deutschland, Palästina und Australien.* Deutschland ist in diesem Fall die Heimat der Familie BEILHARZ, die noch im Mittelalter in Gutach (zwischen Hausach und Hornberg) nachzuweisen ist. 1525 führen Nachweise nach Reinerzau, d. h. ins Alpertsbacher Klostergebiet, später noch in die nähere Umgebung, Reutin, Grüntal, Aach. SAUER hat hier vorzügliche Quellenarbeit geleistet, daneben greift er – wie könnte es anders bei ihm sein – tief in die Geschichte dieser Gegend ein. Durch den Anschluß an den «Deutschen Tempel» wandert die Familie nach Palästina aus. Hier sind Lebenserinnerungen des LUDWIG BEILHARZ eingeschoben, die sehr viel zur Problematik der Templer in diesem Land beitragen. SAUER wollte hier einen Beitrag zur *Landeskunde auf familiengeschichtlicher Grundlage* geben; diese Absicht ist ihm voll gelungen.

Redaktion

Alte Nutzbauten im Kreis Göppingen

WERNER LIPP: **Alte Nutzbauten im Kreis Göppingen.** 10 Beispiele handwerklicher Baukunst. Veröffentlichung des Kreisarchivs Göppingen Band 3, 1975. 165 Seiten. Preis DM 9,-.

Mit viel Liebe sind diese einfachen ländlichen Backhäuser, Waschhäuser, Scheunen, Schafhäuser u. ä. in sorgfältigen maßstäblichen Plänen (Grundrisse, Schnitte, Ansichten und Details) zwischen 1938 und 1947 aufgemessen worden. Ausführlich wird die formale Gestaltung und konstruktive Durchbildung im einzelnen besprochen und auf die gute Einfügung in die Landschaft aufmerksam gemacht. Diese Dokumentation des Unscheinbaren kann als Aufforderung an noch nicht ganz Verdorbenes verstanden werden zur Besinnung auf zeitgemäße Umsetzung objektivierbarer Kriterien dieser schlichten Bauten der Vergangenheit auf entsprechende Bauobjekte der Gegenwart. Dazu bedarf es einer gewissen Begabung und Fingerspitzengefühls aller Bauenden. *Gerade in einer abbruchwütigen Zeit wäre es ein Irrtum zu glauben, daß das überlieferte Erbe bedenkenlos zu vergessen sei.* In diesem Sinne ist das Buch als nützlicher Beitrag zum Jahr des Denkmalschutzes zu werten.

Erwin Rohrberg

Gustav von Binders Lebenserinnerungen

Es ist oft nützlich und instruktiv, zuerst das Personen-, Sach-, Orts- oder Fachregister zu lesen, um damit zu erkennen, daß hier etwas vorliegt, das sich zu lesen lohnt. Wer nun in diesem Band das ausgezeichnete Personenregister und den Anhang A und B liest, findet bekannte Namen und wird sehr neugierig zu erfahren, was in diesem Band an Personen, geistigen und sozialen Entwicklungen aus dem Württemberg des 19. Jahrhunderts aufgezeichnet ist. Deutlich werden dem interessierten Leser das Schulwesen, die Schulverwaltung, das Verhältnis Kirche und Schule, Sozial- und Bildungspolitik und eine ganze Epoche württembergischer Geschichte. Angesprochen sind die **Lebenserinnerungen** des damaligen Direktors der württembergischen Ministerialabteilung für die Gelehrten- und Realschulen, des Theologen und Lehrers und ehemaligen Landtagsabgeordneten und Verwaltungsbeamten GUSTAV von BINDER. (Erschienen in der Reihe «Lebendige Vergangenheit. Zeugnisse und Erinnerungen.» Schriftenreihe des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins Stuttgart, 6. Band. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1975. 190 Seiten, viele Bilder. Herausgegeben von Dr. MAX NEUNHÖFFER.) Sie sind echtes Zeugnis eines Mannes, der maßgeblich die Schul- und Bildungspolitik beeinflusste und gestaltete. Die Zeit der Entwicklung des realistischen Schulwesens und der Anfang des modernen Schulturnens finden ihren klaren Niederschlag. Als Mitglied der Reichsschulkommission setzte sich damals GUSTAV von BINDER nachdrücklich für die Vereinheitlichung des deutschen Schulwesens ein. Der Leser wird betrübt feststellen, wie weit wir Heutigen wieder davon entfernt sind. Der klare und anschauliche Stil dieser Lebenserinnerungen und ihre geistige und hi-

storische Spannweite machen ihre Lektüre auch heute für einen größeren Leserkreis lohnend und informativ.
Maria Heitland

Bohnerzgewinnung auf der Schwäb. Alb

Lehrpfade brauchen nicht einseitig thematisch ausgerichtet zu sein. In Veringenstadt (Kr. Sigmaringen) wird ein solcher angelegt, der drei ganz verschiedene Stationen und Themenkreise aufweist: Erzgruben – Schwammriff – frühgeschichtliche Siedlung. ERWIN ZILLENBILLER hat (wohl auch dazu) eine Broschüre über die **«Bohnerzgewinnung auf der Schwäbischen Alb»** (zu beziehen über die Gemeindeverwaltung 7481 Veringenstadt, DM 3,-) geschrieben, die sehr fundiert diesem schweren Tagewerk nachgeht. Der früheste schriftliche Hinweis findet sich bereits 1241, doch erst im 19. Jahrhundert wird das Gewinnen von Erz wieder aufgenommen, wobei z. T. eine bedenkliche Zerstörung der Landschaft in Kauf zu nehmen war. Aalen wurde der Ausgangspunkt für die rege Eisenindustrie. ZILLENBILLERS Interesse wendet sich vor allem dem Raum um Gammertingen zu, denn von dort kam das beste Erz der ganzen Alb.

Redaktion

Schwäbische Sagen

Schwäbische Sagen. Herausgegeben von LEANDER PETZOLDT. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf-Köln, 1975. 259 Seiten, 8 Bildtafeln und 49 Abbildungen im Text. Vom Odenwald bis zum Bodensee, vom Schwarzwald bis zum Lech, so kündigt sich der breitgestreute Inhalt dieses Bandes einer Sammlung schwäbischer Sagen an. Altbekannte Sagen sind aufgezeichnet und vieles, das noch in jüngster Zeit aufgeschrieben und gesammelt wurde. Dies alles ist in dem ansprechenden Band enthalten. Fast wissenschaftlich genau mutet das Buch in seiner Systematik an, eine gute Literaturangabe, Ortsregister und Quellenangabe geben dem interessierten Leser und Forscher genaue Auskunft. In seiner Klarheit ist das Buch jedem von uns zugänglich und verständlich und eben viel mehr als bloß gesammelte Sagen. Es findet sich der Schwabe in diesem Buche wieder, Verständnis für die Lebens- und Denkweise dieses deutschen Stammes werden geweckt und alles in allem ist diese Sammlung ein kulturhistorisches Zeugnis ersten Ranges.

Maria Heitland

Neue Mundartgedichte

Georg Holzwarth: Denk dr no. Gedichte in mittelschwäbischer Mundart. Reutlingen: Knödler Verlag 1975. 96 S., DM 5,80.

In allen Bändchen, heißt es auf der letzten Umschlagseite dieses Buches über die Mundartreihe bei Knödler, findet der Leser und Vortragskünstler humorvolle, bodenständige und bodagscheite Gedichte, Witze, Anekdoten und Prosatexte zum eigenen Vergnügen und zum Vortragen in fröhlichen Kreisen. Dieser Hinweis macht seine Rechnung ohne einen Autor wie GEORG HOLZWARTH. Nicht, daß man nicht wünschte, HOLZWARTH möge auch in diesen Kreisen vorgelesen

werden – im Gegenteil: je lauter und hörbarer desto besser – aber die zitierte Notiz spekuliert natürlich auf anderes: auf die schenkelschlagende Tradition des Gaudischwäbischen, dessen Genuß durch reflexive sprachliche und dichterische Momente möglichst nicht getrübt werden soll. Schließlich will mr sei Freid han, *huat essa / a bißle schwätza / ned hetza / guet drenka / ond ja / ja ned denka*. Da ist der Titel dieses ersten Gedichtbandes des 33jährigen schwäbischen Lehrers und Schriftstellers GEORG HOLZWARTH nur konsequent.

Oigne, Andere, Was os bedrifft, Schbrichwörtliches, Narreds ond Gwalttätigs und Etlich Schbielereia – zu diesen Gruppen sind die Texte zusammengefaßt, für die die schöne Doppeldeutigkeit von *Was os bedrifft* vielleicht die präziseste Charakterisierung wäre; aber auch HOLZWARTH'S Schreibhaltung ist damit gut bezeichnet.

Denn Mundart interessiert HOLZWARTH nicht als Vehikel, um damit Entrückt-Heimatliches zu transportieren oder idyllischer Rückwärtsgewandtheit eine billige Entsprechung zu verschaffen, sondern er ist auf Kennzeichnung und Verdeutlichung sozialer Sachverhalte aus, wie sie sich in der Sprache, in der Mundart zu erkennen geben. Als ein von dieser Sprache in Doppelsinn Betroffener macht er deutlich, was uns alle betrifft. Insofern ist dieser Band, da hat der zitierte *Eignungsvermerk* durchaus recht, ein geeignetes Objekt für solche Runden, in denen sich affirmativer Sprachstoß und mundartliche Bezeichnungsohnmacht reproduzieren (um ein neudeutsches Wort zu gebrauchen). HOLZWARTH benutzt geschickt moderne lyrische Sprechweisen, ohne Modernismen aufzusitzen und stellt sie in den Dienst genauer Beobachtung und sprachlicher Aufklärung – ohne alles Prätentiose. «Weiber» ist ein solches Gedicht betitelt: *Weibergeschwätz / Weibergschroi / Weibergsuff / Weibergwäsch / Weiberhadr / Weiberhendl / Weiberherrschaft . . . Weibervolk / Weiberwerk / Weiberzong / Mennermoinong*. Andere Techniken wie Reihung und Permutierung bestimmter Sprachschablonen (*so ischs, Wissat se*), geschickte Kontrastierung, lautmalerische Sprechverwendung usw. benutzt er in seinen eher experimentell anmutenden *Etlich Schbielereia*, um Unbehagen an gängiger mundartlicher Sprachverwendung zu provozieren und sein eigenes Unbehagen, seine eigene Erfahrung mit Mundart zu artikulieren. Freilich ist dies nicht eine bloße «Abrechnung» mit seiner Sprache, mit Distanzierung von ihr hat er nichts im Sinn. Dies ist trotz aller Kritik seine Sprache, und weil es seine Sprache ist, weil ihm an ihr liegt, ist ihm die kritische Auseinandersetzung mit ihr ein Bedürfnis. Diese Auseinandersetzung liegt in ihrer Entstehung bereits mehr als zwei Jahre zurück – heute schreibt HOLZWARTH schwäbische Balladen und Lieder; eine Form, die eine positivere Beziehung zum Schwäbischen, eine neugewonnene mundartliche Identität, unmittelbar ausdrückt. Es wäre schön, wenn ein Verlag uns mit diesen neuen Arbeiten bald bekanntmachen würde.

Wilhelm König: Dees ond sell. Gedichte in mittelschwäbischer Mundart. Vorwort FRIEDRICH E. VOGT. Reutlingen: Verlag Knödler 1975. 87 S., DM 6,80.

Interpretiert man den Untertitel dieses Gedichtbandes – *Gleichvill ussm Lääba ond firs Lääba* – einmal sehr frei als Lebenshilfe und befreit diesen Begriff von allem Betulich-Prätentiösen, dann sind die Gedichte dieses Bandes schon recht genau bezeichnet. Denn *Aesichta durs Gschriibane*, wie es in einem Gedicht heißt, zu vermitteln, ist für Dialektdichter eine eher ungewöhnliche Schreibhaltung. Daher rühren auch wohl die extremen Meinungen über Mundart: entweder liest man sie, dann gehört man einer Mundart-Lesergemeinde an und hat bestimmte Erwartungen, was da auf einen zukommen soll; oder man lehnt genau diese Erwartungen als fragwürdig ab und sieht sich bestärkt darin, Mundart mit Recht rechts liegen zu lassen.

Es scheint, als sei der erste Mundartgedichtband des 1935 in Tübingen geborenen WILHELM KÖNIG geeignet, zwischen diesen Lagern zu vermitteln oder doch zumindest in den Reihen der mundartsprachlichen Kostverächter für Wankelmütigkeit zu sorgen. Denn bei KÖNIG realisiert Mundart keine Einstimmung in Verlorenes oder vergangene Zeiten (die nach entsprechender Lesart ja ohnehin immer die besseren waren); sie sucht ihre Überzeugungskraft nicht in der Geste der Beschwörung solcher Werte und legt es nicht auf nostalgische Idyllik an. Ob schon KÖNIG an Heimat und Natur ebenso hängt wie an vielem anderen, was in der herkömmlichen Mundart vorkommt, verweigert KÖNIG den ohnehin Eingesprochenen seinen lyrischen Segen; er denkt, um mit GÜNTER EICH zu sprechen, nicht gleich an Aussichtsberge, wenn er «Natur» hört, sondern zunächst an die des Menschen, an dem es liegt, sich seine Welt zu schaffen. Ersatz für die Versagungen des Lebens will KÖNIGs Lyrik nicht sein, sie reflektiert im Gegenteil den Zustand unserer Sprache und damit unserer selbst und erlaubt den Befund existenzieller und sprachlicher Entfremdung. Zwar ist dieser Befund sprachlicher Entfremdung nicht auf Dialekt beschränkt, sondern bezieht sich allgemein auf unseren Sprachgebrauch; es wiegt aber zweifellos schwer, daß es «Volkssprache» ist, die sich zu produktiver Auseinandersetzung scheinbar so wenig eignet. Scheinbar, denn KÖNIG gibt seiner Sprache eine mundartliche Kompetenz zurück, indem er darin verborgenen Erfahrungen nachspürt und ihrem materiellen Gehalt wieder ans Licht verhilft, Sprache aufmunitioniert und sie so mit Befreiungsenergie auflädt, daß sie von affirmativ-unkritischer Selbstbespiegelung und Selbstbestätigung wieder zu einem Erkenntnisinstrument wird. Das beginnt bei einer bemerkenswerten Transskription des Ermstalerischen (KÖNIG wuchs in Dettingen auf), die ursprünglichen Ausspracheformen nachspürt und beispielsweise für das hochdeutsche «warum?» *morom* schreibt. Dahinter gibt sich eine realistische Schreibhaltung zu erkennen, die im besten Sinne avantgardistisch ist, weil sie historisch vorgeht und mithin zwischen Material und Technik einen dialektischen Prozeß in Gang bringt, der für mundartliches Schreiben eine Perspektive eröffnet. Indem KÖNIG nicht einfach sprachliche und kulturelle Elemente aus dem Bereich des bäuerlichen Lebenszusammenhangs herausreißt und des Exotische daran ausbeutet, um es

fremd und bezugslos, als rein intellektuelles Reizspiel zu beliebigen Textarrangements zu collagieren, sondern im eigenen Lebens- und Erfahrungsbereich festmacht, besitzt er genügend mundart-sprachliche Identität, die es ihm gestattet, sich einer offen-modernen lyrischen Sprechweise zu nähern und sie technisch in die Mundart mit einzubeziehen – ein Vorgehen, das KÖNIGs Anspruch auf mundartliches Neuerertum am nachhaltigsten begründet. Diese Öffnung der Mundart gegenüber zeitgenössischen lyrischen Sprechweisen bedeutet keinen Kehraus des Schwäbischen, sondern erlaubt vielmehr gerade eine adäquate Darstellung des regionalen Bereichs, für dessen Entwicklung überregionale Momente längst ungleich wichtiger und bestimmender geworden sind als alles Heimatliche und vermeintlich «Urwüchsige». Es hat aber auch den Anschein, als habe KÖNIG genügend mundartliche Identität, als daß er Angst haben müßte, mit dem Einbezug neuer Sprechweisen dem Verdikt des Unschwäbischen zu verfallen.

So wie KÖNIG schreibt, könnten wir uns nur wünschen, daß Kunst insgesamt fortschreitet: sich der Erfahrungen und des Denkens der Menschen versichernd, nicht um mit ihnen ein raffiniert-elitäres Spiel zu treiben, sondern um sie zu befördern. Nur so entsteht wirkliche Volksverbundenheit, von der aus dann in eine neue Richtung fortgeschritten werden kann, weil die Menschen in einer solchen Dichtung ihrer selbst ansichtig werden und deshalb das geschichtlich Vorwärtsweisende akzeptieren. Im Umkreis der Frankfurter «Kritischen Theorie» existiert der Ausdruck *Eingreifendes Denken* – für KÖNIG möchte ich, bei allem, was es für ihn noch weiterzuentwickeln gibt, den Ausdruck dieses *eingreifenden Dichtens* reklamieren. Manfred Bosch

Buchhinweise

Aus Stadt- und Wirtschaftsgeschichte Südwestdeutschlands. Festschrift für ERICH MASCHKE zum 75. Geburtstag. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 1975. 290 Seiten. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Band 85.) Aus dem Inhalt: Bischofssitze, Pfalzen und Städte im deutschen Itinerar FRIEDRICH BARBAROSSAS (WALTER SCHLESINGER) – Die Wege zur Frankfurter Messe durch den Kraichgau (ALFONS SCHÄFER) – Bemerkungen zu der Tübinger Marktzollordnung um 1388 (JÜRGEN SYDOW) – HEINRICH GOLDLIN. Ein Beitrag zur sozialen Mobilität der oberdeutschen Geldaristokratie an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert (BERNHARD KIRCHGÄSSNER) – Verzeichnis der Veröffentlichungen von ERICH MASCHKE (KUNO DROLLINGER).

Ludwigsburger Geschichtsblätter. Heft 27, 1975. Ludwigsburg: Kommissionsverlag J. Aigner. 199 Seiten. Aus dem Inhalt: Römisches Erbe, alemannische Landnahme und die Entstehung der Grundherrschaft im deutschen Südwesten (WILLI A. BOELCKE) – WOLF von WUNNENSTEIN – genannt der gleißend Wolf (OTTO CONRAD) – SEBASTIAN SCHERTLIN von BURTENBACH (HEINRICH GAESE) – JOHANN WOLFF, Amtmann zu Mundelsheim

(WOLFGANG IRTENKAUF) – Von EDUARD MÖRIKES Leiden, Sterben, Tod und Begräbnis (WALTER HAGEN) – Die Friedhofskirche St. Kilian in Mundelsheim und ihre Kunstschatze (MARKUS OTTO) – Historische Brunnen im Kreis Ludwigsburg (ERICH FASSL) – Verzeichnis des Schrifttums (GÜNTER STEGMAIER).

Jahreshefte der Gesellschaft für Naturkunde in Württemberg. 130. Jahrgang, 1975. 444 Seiten.

Aus dem Inhalt: Südwestdeutschland zwischen atlantischer Drift und alpiner Orogenese (REINHARD SCHÖNENBERG) – Naturwissenschaftliche Museen, ihre Bedeutung und ihre Aufgabe in der Gegenwart (BERNHARD ZIEGLER) – Die Thermalwasserbohrung von Stuttgart-Bad Cannstatt (WALTER CARLÉ) – Das gereimte Verzeichnis württ. Bergwerke des JOHANN HEINRICH MOYSES von KHYRRBERG aus dem Jahre 1728 (CORNELIA KLUTH) – Der Posidonien-

schiefer von Holzmaden (HANS RIEBER) – Die Vorberg-Dreiheit im Bottwartal: Wunnenstein, Forstberg, Köchersberg (KARL WEINLAND) – Die Laub- und Lebermoosflora im Kreis Ravensburg (ANTON BICKER) – Die Höhlenfauna der Schwäb. Alb (KLAUS DOBAT).

Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden. Herausgegeben von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg. Band 2, XVIII und 670 Seiten, Faltkarte und 1 Lesezeichen, Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag. DM 59,-. Dieser Band zeigt erstmals Verlauf und Ergebnisse der Gebiets- und Gemeindereform, die alten Gemeinden in ihrem Verbleib und die Zugehörigkeit der neuen Gemeinden zu Nachbarschafts- und Verwaltungsverbänden. Anhand der wichtigsten Strukturdaten wird auf Gemeindebasis ein Vergleich zwischen dem Stand 1961 und 1975 ermöglicht.

Leser-Forum

Die vierteljährlich erscheinende Zeitschrift «ostalb/einhorn» spricht in Heft 8, das im Dezember 1975 erschienen ist, den Nahbereich Bopfingen an. Wir haben es auch getan in Heft 1976/1; dort war der IpF als vorgeschichtliches Kulturdenkmal dargestellt, und einige sehr kritische und ernste Bemerkungen konnte die Redaktion nicht unterdrücken, weil dort eine neue Sportart, das Drachenfliegen, heimisch werden wollte. In einem Aufsatz «Die Speedway-Bahn auf dem Sandberg» (bei Bopfingen), die für eine ebenso neue Art von Motorradrennen erbaut wurde, schreibt HORST MÜLLER u. a.: *Bereits vor dem Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach entwickelte sich Bopfingen zu einem Mekka unter den Motorradgeländefahrern. Noch Anfang der sechziger Jahre lockten die Bergprüfungsfahrten auf den IpF Tausende von begeisterten Zuschauern aus dem gesamten süddeutschen Raum an. Aber: Aufgrund berechtigter Einsprüche von seiten der Natur- und Landschaftsschutzbehörden konnten diese Bergprüfungsfahrten ab 1954 nicht mehr genehmigt werden. Heute ist allen Interessenten durch diese Bahn geholfen, die Bopfinger Mannschaft ist, so lesen wir, einmal erster und einmal zweiter der deutschen Speedway-Meisterschaft geworden. Könnten, so eine Überlegung, sich nicht weiterhin berechnete Einsprüche gegen die Drachenflieger am und auf dem IpF erheben? Sehr gerne nimmt die Redaktion dieser Zeitschrift übrigens zur Kenntnis, was die Herausgeber im Vorspann zu diesem Heft meinen: Als eine «immer interessante» Zeitschrift beurteilte . . . die «Schwäbische Heimat» die Kulturzeitschrift «ostalb/einhorn». Wir freuen uns darüber, denn das dortige Redaktionskollegium verfügt über Sachkenntnis und führt eine kritische Feder. Das wollen wir, mit herzlichem Gruß an «ostalb/einhorn», weiterhin tun!*

Damit wir uns nicht mißverstehen: Wir haben nichts gegen das Drachenfliegen an sich, wie wir nichts gegen irgendeine Sportart aussagen. Warum hier gegen das Drachenfliegen etwas gesagt werden mußte, das haben die Leser aus dem Vorspann zu dem IpF-Aufsatz entnommen.

In Heft 1975/4 schrieb ERWIN ROHRBERG einen längeren Aufsatz «Alemannische Fachwerkbauten», in dem es um drei recht charakteristische Bauten dieser Art in Esslingen, Geislingen und Markgröningen gegangen ist. Prof. Dr. CORD MECKSEPER, Institut für Bau- und Kunstgeschichte an der Technischen Universität Hannover, brachte in einem Schreiben vom 13. Januar 1976 seine Skepsis als Bauhistoriker zum Ausdruck. Auch wenn man sich den Ausführungen des Briefschreibers nicht anschließen kann oder will, sollen seine gegenteiligen Erörterungen hier auszugsweise Platz finden. Prof. MECKSEPER schreibt u. a.: *Die Überlegungen und Ergebnisse Rohrberts bleiben Hypothesen, solange als der Nachweis fehlt, daß die Baumeister jener Bauwerke tatsächlich mit diesen geometrischen Figuren gearbeitet haben. Die Frage, inwieweit die alten Baumeister mit bestimmten Maß- und Zahlssystemen oder geometrischen Figuren gearbeitet haben, beschäftigt schon seit langem nicht nur die engere Fachwelt der Bau- und Kunstgeschichte, sondern weite Kreise. In der Fülle von Publikationen zeichnen sich dabei zwei grundsätzlich verschiedene Ansätze ab. Den einen möchte ich als den historisch-kritischen bezeichnen. Er fragt darnach, was quellenmäßig belegbar ist. Der andere geht von dem Glauben aus, daß es hinter der Vielfalt von Erscheinungen unserer Welt eine entschleierbare gemeinsame Ordnung geben müsse; Schlüssel, mit denen sich alle Phänomene erschließen und begründen lassen. Man vergleiche die charakteristische Formulierung des Titels einer Arbeit wie «Das Geheimnis der romanischen Baukunst». Das Vorgehen der Publikationen dieses zweiten Wegs ist häufig zweifellos streng systematisch, in sich folgerichtig und daher scheinbar sehr überzeugend. Dennoch beruht es auf einem System, das seine Voraussetzungen in sich selbst hat, in seinem Ansatz also spekulativ ist. Untersuchungen zu Maßordnungen in diesem Sinne versuchen ihre eigene Prämisse zu beweisen und liegen daher auf der gleichen Ebene wie die Zahlensymbolik bzw. viele geometrische Schriften der Kirchenväter und des Mittelalters, denen es allein um den Nachvollzug einer göttlich begründeten Ordnung geht.*

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

AUS EINER HAND

Die problemlose Baufinanzierung.



Als Bausparkasse der Sparkassen betreuen wir Sie vom Vertragsabschluß bis zur Verwirklichung Ihrer Pläne. Und wenn Sie wollen – darüber hinaus.

Unsere enge Zusammenarbeit mit den Sparkassen bringt Ihnen wesentliche Vorteile: Kundennähe, universelle Beratung und gemeinsame Finanzierungsangebote, wie unsere »Baufinanzierung aus einer Hand«.

Dieser moderne Service einer vereinfachten, beschleunigten Finanzierungsabwicklung spart Ihnen Wege, Zeit und Geld. Als Bausparer bei uns brauchen Sie dazu Ihre Darlehensunterlagen nur einmal zu beschaffen und mit Ihrer Sparkasse zu besprechen. Neben weiteren Krediten wird sie Ihnen dann auf Wunsch auch unser Bauspardarlehen zusagen und auszahlen. Eine für Sie günstige, maßgerechte Kombination von Finanzierungsmitteln wird die spätere Belastung stets in tragbaren Grenzen halten.

Unser Bausparvertrag gibt Ihnen die Möglichkeit, von diesem Service zu profitieren. Auch wenn Sie schnell Baugeld brauchen, können wir Ihnen mit günstigen Zwischenkrediten helfen.

Unsere Bausparberater und alle Sparkassen überall in Württemberg informieren Sie gern ausführlich.



**Öffentliche 
Bausparkasse**

Bausparkasse der Sparkassen

MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 4) – Fernruf: 22 32 43 – 9 bis 12 und 14 bis 16 Uhr, freitags bis 15.30 Uhr.
Konten: Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30 27–701 – Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 14/35 502

In Heft 1/1976 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT fanden Sie unser Veranstaltungsprogramm. Sehr schnell waren dann viele Fahrten, vor allem große, ausgebucht. Nach Möglichkeit wiederholen wir solche Fahrten im nächsten Jahr. Durch Absagen ergeben sich oftmals Verschiebungen. Rufen sie also bitte die Geschäftsstelle an und erfragen Sie die laufenden Teilnahmemöglichkeiten.

Im folgenden geben wir ihnen einen kurzen Überblick über Fahrten, zu denen Sie sich noch anmelden können: Nr. 18, 20, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 35, 37, 38, 40, 41, 42, 43, 47, 48, 49.

Unsere drei Hauptveranstaltungen eignen sich besonders auch für Teilnehmer aus dem ganzen Land. Sie können dabei selbst anreisen und dann unsere dortigen Unternehmungen mitmachen. Bei folgenden drei Veranstaltungen bestehen gute Teilnahmemöglichkeiten:

Nr. 22 «Pfingsten in Oberschwaben»

Nr. 29 «Sommerliche Studienwoche im Bayerischen Schwaben»

Nr. 42 «Jahreshauptversammlung» in Urach am 9./10. Oktober 1976 im Schloß Urach.

Wir erbitten Ihre Anmeldung zu diesen Veranstaltungen.

Wegen der Jahreshauptversammlung ergaben sich einige Verschiebungen und daher neue Teilnahmemöglichkeiten:

Nr. 43 «Irrenberg» jetzt am **Samstag, 2. Oktober 1976**; Nr. 44 «Oberpfalz II» jetzt am **Samstag/Sonntag, 23./24. Oktober 1976**; Nr. 46 «Fahrt ins Blaue» jetzt am **Samstag, 16. Oktober 1976**.

Eine zweite Fahrt nach «**Lothringen**» führen wir mit dem gleichen Programm und Fahrtkostenpreis am **Freitag/Samstag, 13./14. August 1976**, durch. Bitte lassen Sie uns wissen, wenn Sie an dieser Fahrt interessiert sind (Nr. 17b «Lothringen» mit Dr. Volker Himmelein).

Übrigens sind alle Mitglieder zur Teilnahme an unseren beiden **Fahrten ins Blaue** am 16. Oktober und am 20. Oktober herzlich eingeladen. Nach Möglichkeit können Sie auch Gäste mitbringen, die Sie für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND werben wollen.

Auch bei anderen Studienfahrten können Sie gerne Gäste mitbringen bzw. anmelden, soweit wir Plätze frei haben. Wir betrachten solche Gäste doch als mögliche Mitglieder und daher als Werbung für unseren SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND.

Ihre Dias von den verschiedenen Studienfahrten dieses Jahres, die Sie uns zur Vorführung bei den Fahrten ins

Blaue zur Verfügung stellen wollen, erbitten wir bis zum 30. September 1976.

Unsere neue Aktion «**Mitglieder werben Mitglieder**» ist in Heft 1976/1 unserer SCHWÄBISCHEN HEIMAT angekündigt. Sie fanden auf Seite 86 den neuen Geschenkgutschein abgedruckt, der Ihnen die Gelegenheit gibt, zu den verschiedensten Anlässen für wenig Geld eine vielfache Freude zu bereiten. Gleichzeitig nehmen Sie damit an der Verlosung der Werbepremien teil und haben selbst eine Freude an einem nützlichen Spiel. Bitte denken Sie daran und fordern Werbeprospekte bei der Geschäftsstelle an und schenken Sie den Gutschein Menschen, die Sie gerne haben und denen Sie eine besondere Freude bereiten wollen.

«**Rettet die Wacholderheide**» ist eine andere Aktion, die seit längerer Zeit läuft. Mit Ihren übrigens steuerbegünstigten Spenden können wir durch Ankauf von Wacholderheiden, unsere heimische Landschaft erhalten und schützen.

Helfen Sie auch hier weiterhin fördernd mit!

Große Mühe macht uns nach wie vor die Entzifferung auf Banküberweisungen. Bitte denken Sie daran, auch die Seite Ihrer Überweisung, die für uns gedacht ist, auf Lesbarkeit zu prüfen und bitte schreiben Sie Ihren Namen möglichst in Druckschrift. Manche Überweisung liegt unanbringbar bei uns. Sie ärgern sich dann über unsere Erinnerung und wir haben viel Arbeit und Kosten.

Lassen Sie uns auch bitte Ortswechsel und Namensänderungen wissen.

Nr. 22: Pfingsten in Oberschwaben

Eine Programmvorschau auf diese Tage finden Sie in Heft 1976/1. Hier bestehen gute Teilnahmemöglichkeiten ab Stuttgart und gerade auch ab Ochsenhausen.

Die Geschichte Oberschwabens und des Raumes um Ochsenhausen und Rot an der Rot findet in den Veranstaltungen und Exkursionen ihren Niederschlag. Kunstgeschichte und Landeskunde Oberschwabens werden eingehend erforscht.

Das Konzert am Samstagabend in Obermarchtal leitet Pfingsten ein. Frau MARTHA SCHUSTER setzt u. a. Komponisten des Süddeutschen Barock mit ihren Werken ein. In FROBERGER haben wir einen gebürtigen Schwaben. Aber auch MOZART und BACH werden wir hören, ferner MUFFAT, PACHELBEL und HUMMEL.

Teilnehmergebühr ab Stuttgart: DM 78,–



„Ein Heller und ein Batzen“

Im Mittelalter waren es Heller und Batzen, die die alte Reichsstadt Hall weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt gemacht haben. In unserer Zeit ist es eine andere Haller Währung, die in der ganzen Bundesrepublik Geltung und Gewicht gewonnen hat: Unser Bauspargeld zu nur 5 Prozent Zinsen. Sie bieten wir zusammen mit allen Volksbanken, Raiffeisenbanken, Spar- und Darlehnskassen allen am Bausparen Interessierten an.



Wie gern unser Angebot angenommen wird, dafür ist ein Bestand von mehr als 2,5 Millionen Bausparverträgen augenfälliger Beweis. Alles spricht dafür, daß Schwäbisch Hall auch in Zukunft hoch im Kurs stehen wird.

Auf diese Steine können Sie bauen

Schwäbisch Hall 

Die Bausparkasse der Volksbanken und Raiffeisenbanken

Landesstellen in Berlin, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Köln, Mainz, München, Münster, Nürnberg, Saarbrücken, Stuttgart.

WIR BIETEN MEHR ALS GELD UND ZINSEN:

**Unsere Computer sorgen
für Schnelligkeit im Zahlungsverkehr. -**

Die freundliche Bedienung besorgen unsere Mitarbeiter.



Modernste Technik ist im Bankwesen zwar unerläßlich, aber nicht alles. Wer will schon gern eine achtstellige Nummer sein?

Bei uns ist trotz aller Technik der Kunde ein Mensch, mit dessen Wünschen, Fragen und Problemen wir uns individuell beschäftigen. Ihn objektiv zu beraten und zuverlässig zu bedienen, betrachten wir stets als unsere Hauptaufgabe.

Übrigens: Marktforschungsumfragen haben es bewiesen, daß unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter als besonders freundlich gelten. Überzeugen Sie sich davon.



**VOLKSBANKEN
RAIFFEISENBANKEN**

Wir bieten mehr als Geld und Zinsen

Teilnehmergebühr ab Ochsenhausen: DM 63,–
Bitte melden Sie sich umgehend an. Pfingsten und Ochsenhausen versprechen viele festlich-frohe Stunden.

Nr. 29: Sommerliche Studienwoche im Bayerischen Schwaben

Wissenschaftliche Leitung: Dr. WOLFGANG IRTENKAUF
Das Programm dieser Woche ist in Heft 1976/1 abgedruckt. Schon jetzt ist zu sagen, daß diese Tage in ihrer Vielfalt uns mit dem benachbarten Schwaben bekannt machen, seine Geschichte, Wirtschaft und Kunst aufzeichnen und uns eine herrliche Landschaft erleben lassen. Für Sonntag ist der Besuch der Passionsspiele in Waal fest gebucht. Oberammergau wird besucht und Neu-Gablonz, direkt bei Kaufbeuren gelegen, konfrontiert uns mit einer Industrie, die nun bei uns floriert. Für diese Woche bestehen gute Teilnahmemöglichkeiten ab Stuttgart und ab Kaufbeuren.

Teilnehmergebühr ab Stuttgart DM 170,–

Teilnehmergebühr ab Kaufbeuren DM 125,–

Bitte melden Sie sich für die Studienwoche bald an.

Das Programm erhalten Sie rechtzeitig vorher noch zugesandt.

Nr. 42

Jahreshauptversammlung in Urach, Samstag, 9. Oktober, bis Sonntag, 10. Oktober 1976

Der Termin unserer diesjährigen Jahreshauptversammlung ist nun auf diese beiden Tage im Oktober festgesetzt. Für unsere Teilnehmer sind alle Veranstaltungen und Exkursionen kostenfrei.

Die einfache Fahrt Stuttgart–Urach und zurück kostet jeweils DM 6,–. Wir planen an beiden Tagen eine Hin- und Rückfahrt ab Karlsplatz Stuttgart bzw. Bahnhofplatz Urach.

Wegen der Busbestellung bitten wir um Ihre Anmeldung. Das Verkehrsamt der Stadt Urach vermittelt die Hotelunterkünfte.

Wir versenden auf Anfrage die Hotelprospekte.

Wie in den vergangenen Jahren werden wir diese Veranstaltungen in Verbindung mit der Gesellschaft für Naturkunde und dem Verband der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine durchführen.

Reihe «Kunst und Künstler»

Im **Herbst** wird im **Ludwigsburger Schloß** eine Ausstellung anläßlich des 300. Geburtstages von Herzog EBERHARD LUDWIG vorbereitet. Wir planen diese Ausstellung unter fachkundiger Führung zu besuchen. Dr. MERTEN vom Württembergischen Landesmuseum wird uns führen. Bitte lassen Sie uns wissen, wenn Sie vom genauen Termin benachrichtigt werden wollen. Selbstverständlich können alle interessierten Mitglieder an dieser Führung teilnehmen.

Europa nostra oder: Sanieren durch Abbruch?

Am 31. März 1976 fand im Rahmen einer festlichen Filmvorführung im Saal der Landesbildstelle in Stuttgart die

feierliche Übergabe des Films **Europa nostra** durch den Schwäbischen Heimatbund an die Landesbildstelle statt. Im Rahmen einer anschließenden Diskussion, die Prof. VEIL leitete, wurden die Probleme, die der 40 Minuten dauernde Film aufwirft, angeschnitten. Das Thema: Was geschieht heute (auf breiter Front) in Europa, West wie Ost, zur Erhaltung, Sanierung, Restaurierung, Renovierung und Konservierung unserer überkommenen Baudenkmale, wobei das eine ganze Stadt oder ein einzelnes Gebäude sein kann? Ist es wirklich fünf Minuten vor 12 Uhr? Die Antwort ist nicht einheitlich, sie kann eigentlich nur lauten: Überall bestehen noch Chancen, das Erbe zu retten. Doch wie?

Der Film eignet sich daher vorzüglich besonders für unsere Ortsgruppen, die im Rahmen eines Heimatabends ihn vorführen und danach zur Diskussion stellen sollten. Eine Architektengruppe unter Prof. VEIL wird noch ein kleines Begleitheft ausarbeiten, das gute Dienste für die Fragestellungen leisten kann.

Zu unserem Fahrtenprogramm

Unter Nr. 36 b führen wir wegen der übergroßen Nachfrage eine zweite Fahrt anläßlich der Ausstellung «1000 Jahre Babenberger in Österreich» durch.

Nr. 36 b

«1000 Jahre Babenberger in Österreich» und Klöster und Städte um St. Pölten.

Führung: Stadtarchivrat **Manfred Akermann**, Heidenheim, in Österreich: **Prof. Dr. Karl Gutkas**, St. Pölten.
Donnerstag, 16. September, bis Montag, 20. September 1976.

BAB Stuttgart – Salzburg – Mondsee – Stift Kremsmünster – Steyr – Stift Melk – Schallaburg – Mauer bei Melk (gotischer Altar) – Stift Dürnstein – St. Pölten – Stift Lilienfeld (Ausstellung «1000 Jahre Babenberger in Österreich») – Stift Göttweig – Krems/Stein – Heiligenkreuz – Zinnfigurenmuseum Schloß Pottenbrunn – Wachaustraße – Weißenkirchen – Stift St. Florian – BAB Salzburg – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 162,–.

In dem südlich von St. Pölten gelegenen Zisterzienserstift Lilienfeld läuft während der Saison 1976 die vom Land Niederösterreich veranstaltete Ausstellung «1000 Jahre Babenberger in Österreich», die ein kulturhistorisches Ereignis von europäischem Rang zu werden verspricht und eine der bedeutendsten Epochen der österreichischen Geschichte behandelt. Besucht werden außerdem die großen Chorherrenstifte Ober- und Niederösterreichs, Kremsmünster, Melk, Dürnstein, Göttweig und St. Florian, die Wachaustädte Krems/Stein und Weißenkirchen sowie die vor kurzem vorbildlich restaurierte Schallaburg. Selbstverständlich wird in den Rahmen der Studienfahrt auch die weingesegnete Landschaft der Wachau einbezogen werden.

Stadtarchivrat **MANFRED AKERMANN** ist Ihnen längst bekannt, Prof. Dr. **KARL GUTKAS** kennt seine Heimat hervorragend und hat maßgeblich an der Vorbereitung und Durchführung der Ausstellung «1000 Jahre Babenberger in Österreich» mitgearbeitet.



GERHARD STORZ

ZWISCHEN AMT UND NEIGUNG

Ein Lebensbericht aus der Zeit nach 1945

Wie der erste Band seiner Erinnerungen, „Im Lauf der Jahre“, aber unabhängig von ihm, verfolgt diese Darstellung die Fährte des unmittelbar Erlebten. Reiz und Rang dieser Memoiren hängen nicht vom Faktum der Prominenz ihres Autors ab. Gerhard Storz, ehemaliger Kultusminister des Landes Baden-Württemberg und Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, bietet hier die Nachzeichnung des eigenen Weges in den Jahrzehnten nach 1945. Daß dieser nicht gradlinig verlief, sondern überraschende Kurven und Kehren aufweist, durch recht verschiedene Reviere führt und da und dort die große Route politischer Vorgänge kreuzt, ihr folgt, zuweilen ihren Kurs bestimmt, sie dann plötzlich verläßt, macht dieses Buch der persönlichen Rechenschaft auch zu einem Dokument der Zeitgeschichte.

267 Seiten. Leinen. 24,- DM.

Der erste Band der Erinnerungen:

Gerhard Storz / Im Lauf der Jahre

Ein Lebensbericht aus der ersten Jahrhunderthälfte.
370 Seiten. Leinen. 30,- DM.

Ernst Klett Verlag



**Nicht die nächste
Bankverbindung ist die beste,
sondern jene,
die am besten zu Ihnen paßt.**

Deshalb sollte man nicht den Weg zur Bank messen, sondern ihre Leistungen. Unsere Kunden können immer sicher sein, daß wir jedes Problem mit Sorgfalt lösen. Dafür bürgt die schwäbische Gründlichkeit. Unsere Kunden schätzen unser Bemühen um einen persönlichen Service. Weil sie selbst Ansprüche stellen, kommen sie zu einer anspruchsvollen Bank.



**WÜRTTEMBERGISCHE
BANK**

Stuttgart, Ebersbach, Göppingen, Hechingen,
Herrenberg, Metzingen, Nürtingen, Ravensburg, Reutlingen, Schorndorf,
Sindelfingen, Tübingen, Uhlingen, Ulm, Villingen-Schwenningen

Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde Ludwigsburg

Arbeitsgebiete:

- **Karawane Verlag**
Vierteljahreszeitschrift „Die Karawane“
Karawane-Taschenbücher
Karawane-Logbücher
- **Veranstaltung von**
Karawane Studienreisen
Karawane-Mittelmeer-Kreuzfahrten
Studienprogramme für Sondergruppen
- **Veranstaltung von**
Vorträgen in ganz Deutschland



**Programme und Verlagsverzeichnisse,
Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:**

Büro für Länder- und Völkerkunde

714 Ludwigsburg, Marbacher Str. 96, Ruf 0 71 41 / 2 12 90

Was schreiben die anderen ...

Daß Städte unorganischer, häßlicher und darum unpersönlicher werden, ist ein Symptom unserer Zeit. Bundespräsident Walter Scheel hat dieses in einer Erklärung zum mittlerweile abgelaufenen Jahr des Denkmalschutzes 1975 beim Namen genannt: «Aber nicht nur Bausubstanz wird zerstört, auch soziale Strukturen, die sich über Jahrhunderte bewährt haben, verschwinden, ohne daß Gleichwertiges an ihre Stelle träte.» Hermann Baumhauer hat in der «Südwestpresse» vom 30. Dezember 1975 daran angeknüpft und die Frage gestellt, ob es doch eine Zukunft für unsere Vergangenheit gebe. Was liegt näher, als hier an Neresheim anzuknüpfen:

Was geschah bei uns in Baden-Württemberg? Das herausragende Ereignis erlebte die Region Ostwürttemberg: Die Wiedereröffnung der Neresheimer Abteikirche nach neunjähriger Schließung und acht Jahre wählender Sanierung und Restaurierung, die vornehmlich das Land fasziniert hat. Die Restaurierung der gefährdeten Barockkirche gab der Öffentlichkeit die bedeutendste barocke Bauleistung zurück, ein Werk, in dem die schwäbische und fränkische Barockentwicklung miteinander verschmolzen und zugleich ein Leitziel barocker Baukunst, die Verbindung von Längsraum und Zentralraum, ihre schwingungsreichste Ausprägung erfahren hat. Die Restaurierung selbst lieferte dem Landesdenkmalamt wertvolle Erkenntnisse für viele noch offene Aufgaben.

Die zweite Landesveranstaltung war die Eröffnung einer Bodendenkmalpflege-Ausstellung «pro archaeologia». Die Ausstellung wurde vom Landesamt für Denkmalpflege als Wanderausstellung dokumentarischer Art eingerichtet und von Kultusminister Hahn am 7. Juli in Aalen eröffnet. Sie läuft z. Z. noch durch die Städte des Landes.

Die Wahl des Startplatzes Aalen stand im Zusammenhang mit einem dritten Vorgang denkmalpflegerischer Art am gleichen Tag: Der Übergabe des restaurierten Limestores bei Dalkingen im Ostalbkreis durch den Kultusminister. Die «Feldwache», die wohl als kaiserliches Triumphtor anzusprechen ist und die wichtigste Entdeckung der jüngsten Zeit am Rätischen Limes darstellt, wurde unter Kaiser Caracalla um 213 n. Chr. errichtet. Sie wird in den Limeswanderweg einbezogen, den Land, Landkreis und Stadt z. Z. anlegen, um die einzelnen frühgeschichtlichen Zeugnisse rund um das Aalener Limesmuseum, einem Zweigmuseum des Landesmuseums Stuttgart, untereinander zu verbinden.

Die Hauptaufgabe des Europäischen Denkmaljahres bestand in der Bewußtmachung der Gefährdung, der die historische Substanz unserer alten Städte und Dörfer durch willkürliche Bauformen, durch «Durchforstung» im Sinne einer funktionelleren Struktur und durch eine nur als Abriß verstandene «Altstadtsanierung» ausgeliefert sind. Denn nicht die isolierte, auf förderungswerte Einzelobjekte gerichtete Betrachtungsweise traditioneller

Denkmalpflege wollte das Denkmaljahr aktivieren. Es wollte die Notwendigkeit vor Augen stellen, «Ensembles» zu bewahren, d. h. charakteristische Straßenzüge, Wohnquartiere, Stadtkerne, Stadtteile, ja ganze Dörfer und Städte von historisch-künstlerischem Wert.

Um zu verdeutlichen, was gemeint war, wählte der Europarat 1953 rund 50 europäische Modellstädte aus. Die europäischen Beispielstädte der Bundesrepublik waren Xanten und Trier, Alsfeld in Hessen und Rothenburg ob der Tauber, hinzu kamen Berlin und als nationale Beispielstädte Lübeck, Bamberg und Regensburg. Die Beispiele sollten demonstrieren, daß alte Kulturstädte erst dann ihren Reichtum neu entfalten können, wenn man nicht nur das Meisterwerk, sondern auch die einfacheren Bauten seiner Epoche in die Erhaltungsmaßnahmen mit einbezieht.

Der Gedanke ist keineswegs neu. In Deutschland hat er sowohl in Augsburg wie in Nürnberg, in Regensburg wie in Bamberg zu glücklichen Lösungen geführt und in kleineren Orten, etwa in Strümpfelbach, galt er seit eh und je als selbstverständlich. Aber das Ei des Kolumbus, wie man bei einer Mischung von öffentlichen und privaten, begüterten und unbegüterten, interessierten und unzulänglichen Hausbesitzern mit den rechtlichen Abhängigkeiten zurecht kommt und in welcher Weise bei einer Ensemblekonzeption gemeinsame, öffentliche und private Interessen unter einen Hut gebracht werden können, das ist noch nicht gefunden.

Und hier liegt die Crux für manches Konzept auch in Baden-Württemberg. Denn es kann nicht darum gehen, museale Inseln in den Städten zu konservieren. Es geht darum, alte und neue Funktionen dieser historischen Bausubstanzen ihrer Umgebung auf eine Weise zu integrieren, daß sich Bewohner und Benutzer dort zu Hause und am tauglichen Platz fühlen können. «Dies setzt», so wurde bei der Amsterdamer Bilanz deutlich, «voraus, daß die Erhaltung des architektonischen Erbes von Gemeinderäten und -verwaltungen, von Städteplanern und Architekten, vor allem aber von der breiten Bevölkerung als legitimer Bestandteil der Landschafts- und Städteplanung verstanden und gegen Widerstände durchgesetzt wird, die zumeist in wirtschaftlichen und verkehrstechnischen Überlegungen ihre Wurzeln haben.» Siehe Fragezeichen Heidelberg.

Von hier aus wird offenkundig, welche große bewußtseinsbildende Aufgabe das Denkmalschutzjahr der Publizistik übertragen hat. Sie wurde, was einschlägige Buchveröffentlichungen anlangt, vor allem in der Schweiz und in Österreich genützt. Eine ausgezeichnete Publikation stellte auch der offizielle Katalog dar, der die in München auf ihre Deutschlandbahn gesetzte Wanderausstellung «Eine Zukunft für unsere Stadt» begleitet. Die «Südwestpresse» darf für sich ebenfalls in Anspruch nehmen, ohne Unterbrechung im Sinn dieses Auftrags tätig gewesen zu sein. Als die in genauestem Wortsinn



Utta Keppler · Liebe Malerin

Schillers Jugendfreundin, Ludovike Simanowiz, die sein berühmtestes Bildnis schuf. Ihr abenteuerlicher Lebensweg führte sie aus der engen Residenz Carl Eugens ins brodelnde Paris der Revolution.

276 Seiten, gebunden 29.50 DM

Zwei neue Schwabenbücher

Schwäbische Wünschelrutengänge

Historisches, Schnurriges, Biographisches und Literarisches lädt ein, dem Ausschlag der Wünschelrute lesend nachzuspüren.

22 Autoren wurden fündig, Christoph Brudi hat illustriert dazu.

392 S. mit 24 Zeichn., gbd. 29.80 DM



Rainer Wunderlich Verlag Tübingen

Das Porto stimmt



wenn es mit genauen Waagen ermittelt wird. Mit perfekten, bundespostbewährten Brief- und Päckchenwaagen von Bizerba. Bizerba hat ge-

eichte Versandwaagen für alle Versendungsarten, auch gleich mit Gebührenanzeige. Zur Information Farbbroschüre 2509 anfordern.

BIZERBA

WAAGEN- UND MASCHINENFABRIKEN
BIZERBA-WERKE WILHELM KRAUT KG
POSTFACH 1140 · D-7460 BALINGEN 1
TEL. (07433) 121 · TELEX 0763622

Seit
dem
Sommer
1975

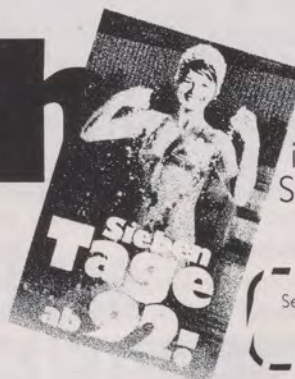
hat die Stadt Renchen Kenntnis von dem für den 14. und 15. August 1976 vorgesehenen Besuch der Grimmelshausenfeierlichkeiten in Renchen durch den Schwäbischen Heimatbund. Über diese Initiative des Schwäbischen Heimatbundes freuen wir uns und grüßen alle Teilnehmer schon heute recht herzlich. Wir wollen unsere Gäste in jeder Hinsicht mit besonderem Interesse bedienen. Die Stunden in Renchen sollen zu einem Erlebnis werden, an welches man sich gerne erinnert. Auf der Fahrt werden weitere Grimmelshausenstätten in der näheren Umgebung Renchens besucht, so daß sich allen auch der landschaftliche Reiz unserer fruchtbaren Heimat - von der Rheinebene bis zur Moos und zum Mummelsee - erschließen kann. Dem Vorhaben des »Schwäbischen Heimatbundes« wollen wir zu einem guten Gelingen verhelfen und verbinden mit diesem Wunsch ein herzliches Willkommen am 14. August 1976 in Renchen.

**Ihre Grimmelshausen-Stadt
Renchen**

N.B. Über die weiteren Veranstaltungen gibt Auskunft das Bürgermeisteramt Renchen 7592 Renchen Tel. (07843) 501.

Urach

Kur und Ferien zu jeder Jahreszeit.
Modernstes Thermal-Mineralbad mit Innen- und Außenbecken, 550 qm Wasserfläche, Wassertemperatur ständig 33-35°
Spätmittelalterliches Stadtbild
Information: Verkehrsamt 7417 Urach
☎ 07125/8031+1811



Luftkurort
mit Heilquellen-
Kurbetrieb ^{staatlich} ^{anerkannt}
im Herzen der
Schwäbischen Alb

Coupon

Senden Sie mir kostenlos den
Sonderprospekt
„Urach pauschal 75/76“

wegweisende Publikation möchten wir jedoch das Heft 4 (Okt.–Dez. 1974) des Schwäbischen Heimatbundes SCHWÄBISCHE HEIMAT bezeichnen. Unter dem Leitwort «Humanes Bauen» beleuchteten seine Verfasser vorwegnehmend alle Fragen, die das Denkmaljahr 1975 bewußt zu machen sich vornahm.

Die Frage nach dem praktischen Effekt der Kampagne ist einstweilen nicht zu beantworten, weil die finanzielle Flaute das Bild verfälscht. Sicher ist, daß eine gewisse Selbstbesinnung des «mündigen Bürgers» der Gigantomanie der zementbegeisterten «Sanierer» Widerstände entgegengesetzt und sich in Bürgerinitiativen zu konkretisieren bereit ist. Und sicher ist auch, daß die für den Schutz von Natur-, Bau- und Kunstdenkmälern bzw. schutzwürdigen Zonen verantwortlichen Behörden mit größerer Strenge im Sinne des Landesentwicklungsplans und des Landesdenkmalschutzgesetzes handeln.

Im vergangenen Jahr hat der Schweizer Heimatschutz in Fühlungnahme mit der Eidgenössischen Natur- und Heimatschutzkommission Entscheidungskriterien für die Standortwahl und Plazierung von Hochhäusern publiziert. Die «Neue Zürcher Zeitung» vom 25./26. Januar 1976 nimmt das Beispiel Chur zum Anlaß, über «Mißliebige Denkmäler der Hochkonjunktur» zu berichten. Was hier Chur heißt, könnte auch für viele andere Beispiele außerhalb Graubündens gelten . . .

Wie an so vielen anderen Orten in der Schweiz wurde hier vor allem hygienisch einwandfreier Wohnraum geschaffen, rasch, rationell und vermutlich auch preisgünstig, doch mit jener gestalterischen Rücksichtslosigkeit, die Rolf Keller in seinem Buch «Bauen als Umweltzerstörung» zu Recht angeprangert hat. Daß Architektur und Städtebau auch noch die Funktion haben oder haben sollten, eine Umgebung zu schaffen, in der man sich wohlfühlen kann, in der neben physischen auch psychische Wohnbedürfnisse berücksichtigt werden – das scheint man hier übersehen zu haben. Oder man ist von der falschen Vorstellung ausgegangen, moderner Komfort und etwas Grün zwischen den Blöcken seien die einzigen Voraussetzungen für das Glück der Bewohner.

An die Feststellung, daß diese Churer Quartiere städtebaulich nicht befriedigen, ließe sich die Frage nach den Verantwortlichen knüpfen, wobei man leicht Namen nennen könnte, darunter recht bekannte. Doch erscheint es fraglich, ob dabei mehr herauskäme als eine ungerechte Jagd nach Sündenböcken. Ungerecht deshalb, weil man 1960, als in Chur die planerischen Weichen gestellt wurden, solches Bauen allgemein für zweckmäßig und fortschrittlich hielt. Man hatte damals die gleichförmigen Quartiere der ersten Nachkriegszeit mit ihren durchwegs drei- und viergeschossigen Mehrfamilienhäusern satt, suchte etwas Neues und glaubte es im «differenzierten Bauen» gefunden zu haben.

Damit war gemeint, daß jeweils einzelne Hochhäuser abwechseln sollten mit halbhohen und flachen Bauten. Vom kühnen Vordringen in die Höhe versprach man sich mehr Gestaltungsfreiheit und eine bessere Nutzung des

teuer gewordenen Baulandes, verbunden mit der Möglichkeit zur Schaffung von großzügigen Grünflächen. Die Argumente schienen unwiderlegbar und drängten die ursprünglich verbreitete Skepsis gegen das Wohnhochhaus in den Hintergrund. Baubehörden, die etwas auf sich hielten, nahmen die Revision der Zonen- und Bauordnungen an die Hand, um den Weg zu ebnen für ein zeitgemäßes Bauen. Seither sind landauf, landab ungezählte Wohnhochhäuser aus dem Boden gewachsen, begünstigt von der warmen Sonne der Hochkonjunktur. Wenn es auch gute Beispiele «differenzierten Bauens» gibt, so ist das Ergebnis im großen und ganzen doch enttäuschend. Zunächst orts- und städtebaulich: Die meisten Hochhäuser setzen nicht, wie man gelegentlich bei der Werbung für die Projekte hörte, «interessante bauliche Akzente», sondern sie stehen als störende Klötze herum, schlecht angepaßt an die Maßstäbe gewachsener Siedlungen und die meist reich gegliederte Topographie unseres Landes. Das Resultat ist aber auch unter sozialen Gesichtspunkten unbefriedigend. Man hat festgestellt, daß das Wohnen in Hochhäusern nur für eine Minderheit, am ehesten für berufstätige Einzelpersonen und kinderlose Ehepaare, attraktiv ist.

Diese Problematik ist bereits im Oktober 1973 an der Zürcher Tagung des SIA ausführlich zur Sprache gekommen. Damals drängte sich angesichts der von verschiedener Seite vorgetragenen Kritik der Schluß auf, daß der Bau von Wohnhochhäusern nur in Ausnahmefällen zu befürworten ist. Welche Voraussetzungen von der Topographie und vom Städtebau her erfüllt sein sollten, hat letztes Jahr der Schweizer Heimatschutz in seinen beherzigenswerten Richtlinien über den Bau von Hochhäusern festgehalten.

Will man aus den Entgleisungen der letzten 15 Jahre eine Lehre ziehen, so darf man weder einfach das Hochhaus verketzern noch gar zur herkömmlichen Überbauung mit Ein- und Mehrfamilienhäusern zurückkehren wollen. Entscheidend wäre, daß wir wieder lernen, Stadt- und Dorfquartiere zu gestalten, welche diese Bezeichnung wirklich verdienen, die mehr sind als bloß Agglomerationen zwischen Fahrstraßen. Wir müßten unter anderem abrücken von der Vorstellung der verkehrsgerechten Siedlung und dafür unsere Aufmerksamkeit vermehrt dem siedlungsgerechten Verkehr zuwenden, als einer der wichtigsten Voraussetzungen für die Erhöhung der Wohnlichkeit.

An Impulsen in dieser Richtung fehlt es nicht, und sie haben auch bereits Früchte getragen, obwohl sich erstrebenswerte Lösungen leider häufig als kostspielig erweisen. Vorläufig hat nun allerdings der Rückgang der Bautätigkeit als Folge der Überproduktion der letzten Jahre und der Rezession eine erzwungene Denkpause gebracht. Ob sie die Suche nach besseren Lösungen zu fördern vermag, bleibt abzuwarten. Immerhin kann man hoffen, daß Quartiere wie die hier gezeigten in Chur, die von der Hektik der beiden letzten Jahrzehnte geprägt sind, der Vergangenheit angehören. Wenn nicht alles täuscht, werden sie als mißliebige Denkmäler der Hochkonjunktur in die Baugeschichte eingehen.